1

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Vier und dreißigstes Bändchen.

Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Sechster Theil.

In der Reihe die fünfte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1832.

Inhalt.

I. Rückreise von Paris nach Braunschweig.
II. Reise in das Land der Buschmänner. Ein Auszug aus Barrow's Reisen durch das Innere des südlichen Afrika.

Vorrede.

Dieser sechste Theil enthält:

1. meine Rückreise von Paris nach Braunschweig, und
2. die im dritten Theile versprochenen Nachrichten von den Buschmännern im südlichen Afrika.

In dem ersten Aufsatze habe ich, vor der Beschreibung der Rückreise, auch noch einige Bemerkungen über Paris und die umliegenden Gegenden nachgetragen, welche in dem vorhergehenden fünften Theile keinen Raum mehr fanden. Ob ich Recht daran that? ob diese Bemerkungen des Nachtragens werth waren, oder nicht? das werde ich ja von meinen Beurtheilern wol erfahren. Wie aber auch das öffentliche Urtheil über meine Reise überhaupt, und über diesen Nachtrag insbesondere ausfallen mag, so bin ich doch völlig sicher, daß kein unparteiischer Richter mir die redliche Wahrheitsliebe und die strenge Unparteilichkeit streitig machen wird, deren ich mich überall mit der reinsten Gewissenhaftigkeit beflissen habe. Mein Selbstgefühl ist mir Bürge dafür. Ich

habe gelobt und getadelt, was mir des Lobes oder des Tadels werth zu sein schien. Zweierlei wird, hoffe ich, meinen verständigen Lesern dabei nicht entgehen; nämlich: daß ich das Lobenswürdige gern, das Tadelnswürdige ungern und mit widerstrebender Hand ans Licht hervorzog; und daß ich bei dem Letzten nie die Absicht hatte, Jemand zu beleidigen oder herabzuwürdigen. Ich kann mir daher kaum die Möglichkeit denken, daß es in ganz England und in ganz Frankreich auch nur einen einzigen so jämmerlich schwachen und kleinlich gesinnten Menschen geben sollte, der durch Das, was ich über die in beiden Ländern mir vorgekommenen Gegenstände mit aller Bescheidenheit und mit unverkennbarem Wohlwollen gegen beide Völker geurtheilt habe, sich für beleidiget halten könnte.

Braunschweig, im Jänner 1804.

Der Herausgeber.

Rückreise

von

Paris nach Braunschweig.

Rückreise

von

Paris nach Braunschweig.

Dreißigster Brief.

Paris, den 10ten des Herbstmonates 1802.

Siehe da, mein guter Eduard! Da komme ich Dir noch einmahl mit einem Briefe aus Paris, den Du, meinem letzten Schreiben zu Folge, nicht mehr erwarten konntest. Unvorhergesehene Hindernisse auf Seiten des Fuhrwerks, womit ich abzugehen gedachte, haben mich genöthiget, meinen Aufenthalt an diesem Orte noch um acht Tage zu verlängern. Mein Koffer steht indeß gepackt, meine Abschiedsbesuche sind gemacht, etwas Neues und für mich Merkwürdiges weiß ich hier nicht mehr aufzufinden. Für Paris bin ich also nicht mehr hier, bin in meinen Gedanken schon auf meiner Rückreise zu Dir begriffen. Nur für Dich will ich noch hier sein; denn außer dem kleinen Geschäfte, einige Dinge, die ich meiner Einbildungskraft recht scharf und tief einzuprägen wünsche, noch einmahl anzusehen, habe ich in diesen Wartetagen hier weiter nichts mehr zu thun, als noch einige meiner kleinen Bemerkungen für Dich, mein Lieber, aufzuschreiben. Dieser Brief dürfte daher merklich länger werden, als alle die vorigen waren.

Ich habe Dich in meinem letzten Briefe mit den hiesigen Schaubühnen unterhalten; laß mich nun zuvörderst noch einige Worte über die öffentlichen Volksfeste hinzufügen.

Die Franzosen schienen in den Jahren der Umwälzung mehr als andere neuere Völker begriffen zu haben, wie sehr wohleingerichtete öffentliche Feste auf die Veredelung des Volkssinns und auf die Belebung des Gemeingeistes wirken können. Sie fingen daher mit der berühmten Bundesfeier auf dem Märzfelde 1791 an, öffentliche Volksfeste anzuordnen, die nicht wenig dazu beitrugen, jene glühende Vaterlandsliebe anzufachen, und jenen, in unsern Zeiten so seltenen Gemeinsinn zu wecken, wodurch sie fähig wurden, alle die Wunder der Tapferkeit zu verrichten, welche in dem Laufe des nun geendigten Umwälzungskrieges die Welt so oft in Erstaunen gesetzt haben. Menschen, die sich nie zu gemeinschaftlichen Vergnügungen versammeln, bleiben sich fremd, werden sich nie als Eine Familie betrachten lernen. Das Vergnügen öffnet die Herzen, wie für jedes Gute, so auch vornehmlich für die Vaterlandsliebe und den Gemeinsinn. Das wußten die damahligen Machthaber; und sie schienen daher, selbst in den bedenklichsten Zeiten eines Krieges, worin fast ganz Europa gegen sie aufgestanden war, keine wichtigere Staatsangelegenheit zu kennen, als die: Volksfeste über Volksfeste anzuordnen. Der Erfolg antwortete ihrer Absicht. Alle Franzosen betrachteten sich damahls als Kinder des Vaterlandes, als Söhne Eines Hauses; und als solche waren sie bereit, sich für die gemeinschaftliche Mutter aufzuopfern.

Die jetzige Regierung stellt zwar auch noch Feste an, welche Millionen kosten; allein es sind keine V o l k s feste mehr. Dazu fehlt es dabei zuvörderst an einem allgemeinen Vereinigungspunkte. Zwar soll dieser, wie ehemahls auf dem schönen und weiten Märzfelde, so jetzt in dem Tuilerienpalaste sein; aber dieser

Umstand ist allein schon hinreichend, die wirkliche Theilnahme des Volks zu hindern. Man betrachtet sie als Fest- und Ehrentage der den Palast bewohnenden Herrscher, nicht mehr als Freudentage der Beherrschten; und alle herzliche Theilnahme ist dahin! Auf dem Märzfelde konnte, wenn gleich nicht die ganze Familie, doch ein beträchtlicher Theil derselben, bei Hunderttausenden sich versammeln; in dem Tuileriengarten hingegen verursacht der sechste Theil davon schon ein unausstehliches Gedränge. Dort war Spielraum für Alle; hier bleibt den Gedrängten gar keine andere Ergetzlichkeit übrig, als in einander geschoben dazustehen und nach den Fenstern des Palastes hinaufzustarren. Dort waren die ehemahligen Machthaber (wenigstens dem Scheine nach), als Familienväter, mitten unter den Ihrigen, hielten Anreden an sie, und nahmen an ihren Vergnügungen Theil; hier zeigen die jetzigen Oberhäupter sich höchstens nur am Fenster, und sehen auf die Beherrschten hinab. Der Frohsinn des Volks findet dabei weder Anregung, noch Spielraum. Das ist daher der zweite wesentliche Hauptmangel, welcher diese Volksfeste drückt. Es geht dabei so still, so freudenlos, um nicht zu sagen so traurig, her, wie in der Rundbahn zu Ranelagh bei London. Wären die Erleuchtungen und die Feuerwerke nicht, welche für die Franzosen eine unwiderstehliche Anziehungskraft haben *), so würde man kaum merken, daß von einem Volksfeste die Rede ist.

---

*) Diese Vorliebe der Franzosen für Feuerwerke geht so weit, daß ich bei einem Menschen, der in der Nähe der Tuilerien alle Abend sogenannte Zischmännchen und ähnliche Armseligkeiten abbrennt, mehrmahls ein Gedränge von einigen hundert Menschen wahrgenommen habe, welche

Warum man den obgedachten schönen und großen Platz, das sogenannte Märzfeld, jetzt nicht mehr zu Volksfesten benützen mag? Vermuthlich, um auch dadurch die Zeiten der Umwälzung, sammt allen den Gedanken, Wünschen, Absichten und Empfindungen, welche damahls die Gemüther der Franzosen erfüllten, immer mehr und mehr vergessen zu machen, und so das Volk um so viel leichter an diejenige Ordnung der Dinge zu gewöhnen, welche nunmehr Platz gegriffen hat. Ein anderer Grund wird sich schwerlich erdenken lassen.

Ich habe, während meines Hierseins, zweien dergleichen Festen beigewohnt. Das eine war die bekannte Feier des 14ten Heumonats oder Julius, dem Andenken an den ersten Volksaufstand gewidmet; das andere ein Ehrenfest, dem Oberstaatsberather und — den Priestern geweiht; denn es wurde an diesem Tage theils Bonaparte's Geburtstag, theils dessen Ernennung zum unbeschränkten und lebenslänglichen Oberhaupte der Franzosen, theils der Jahrstag des sogenannten Konkordats oder der Uebereinkunft mit dem Papste wegen Wiedereinführung des katholischen Glaubens, gefeiert. Es war der 15te des Erntemonats; ein Tag, welcher künftig unter allen Festtagen der Franzosen wol immer der glänzendste sein dürfte.

Das erste war diesmahl ein trauriges, das andere ein ziemlich frostiges Fest. Auf jenes wandte einer der Engländer, welche gekommen waren, es zu sehen, ein Wort des Johnson an: es lohnte allenfalls der Mühe,

---

dieses kindische Feuerwerk ansahen. Das in einer Stadt, wo fast alle Abend irgendwo ein großes prachtvolles Feuerwerk gegeben wird!

das zu sehen, aber nicht der Mühe, darum zu kommen. Das Ganze bestand in einer spärlichen Erleuchtung der Tuilerien, in einem Tonspiele unter freiem Himmel vor dem Palaste der Regierung, wovon Keiner etwas Zusammenhängendes hören kann, der nicht dicht daneben steht, und in der Ausstattung zwölf junger Ehepaare auf öffentliche Kosten. Diese letzte Handlung wurde an eben dem Abend auf der Wirthaler Bühne (Théâtre du Vaudeville) vorgestellt. Die jungen Wetteiferer mußten sich vor der Stadtobrigkeit stellen, um ihre Ansprüche auf diese Staatsbelohnung zu erweisen. Als nun der Stadtschuldheiß (Maire) dem einen derselben zu erkennen gab, daß sein Nebenbuhler, ein Vaterlandsvertheidiger, den Vortheil voraus habe, sich tapferer Kriegsthaten rühmen zu können, antwortete jener in einem Liedchen, welches ich hersetzen will, um Dir ein Beispiel von Demjenigen zu geben, was man hier ein Vaudeville nennt:

Supporter avec courage
La faim, le froid et le chaud,
Passer un fleuve à la nage,
Prendre une ville d'assaut:
Si pour ces traits de vaillance
On dotait tous les Soldats,
Apprenez que de la France
Tout l'or ne suffirait pas. *)

---

*) Wenn standhaft zu leiden die Hitz' und die Kälte,
Und Hunger und Durst für Heldenmuth gälte,
Wenn Festen erstürmen, und hin in die Flut
Der Ströme sich stürzen mit männlichem Muth,
Schon Rechte verliehe auf Brautschatz, Herr Mair',
Wo nähme ganz Frankreich das Gold dazu her?

In der Folge trat, gleichfalls als Mitbewerber, ein Handwerksmann auf, der sich einen Künstler nannte, wie hier jetzt Jeder heißen will *). Dies gab Anlaß zu folgendem Liedchen:

Du beau nom d'Artiste à présent
Chacun sans pudeur se décore,
Pâtissier, doreur, artisan,
Cordonnier et bien pis encore.
En vain de nombreux étendards
Semblent défendre leur empire,
Il faut pleurer sur les beaux arts,
Lorsque tant d'artistes font rire. **)

Zu dem zweiten Feste waren ungleich mehr Anstalten getroffen, um es zu einem der glänzendsten und feierlichsten zu machen; allein dieser Zweck wurde dennoch, größtentheils wenigstens, verfehlt, weil Vergnügen und Theilnahme sich bei Hunderttausenden eben so wenig, als bei einzelnen Personen, erzwingen lassen. Es war z. B. eine allgemeine Erleuchtung anbefohlen worden (on illuminera! hieß es in dem Polizeibefehl); allein sei es, daß die Pariser, gewohnt zu solchen Dingen eingeladen, und nicht durch Befehl

---

*) Sogar die an den Brücken und andern öffentlichen Plätzen stehenden Schuhputzer, welche die Vorübergehenden einladen, ihre Schuhe reinigen zu lassen, haben angefangen, sich Schuhputzkünstler (Artistes décrotteurs) zu nennen.

**) Verwegen nimmt jetzt Jedermann,
Pastetenbäcker, Schuster, Schneider,
Perückenmacher, Hungerleider,
Et caetera, den Namen Künstler an.
Beweint die arme Kunst, wenn lachen
Die lächerlichen Künstler machen!

gezwungen zu werden, jenen Ausdruck mißfällig fanden *), oder daß die ganze Festlichkeit nicht nach ihrem Sinne war — die allermeisten Häuser blieben unerleuchtet, und darunter sogar solche, welche nahe bei dem Tuilerienpalaste stehen, und aus den Fenstern desselben gesehen werden können. Noch auffallender aber war die Art, wie Einige den Befehl erfüllt, oder vielmehr ihn zu verspotten sich erlaubt hatten. Man sah nämlich bei verschiedenen, und zwar sehr ansehnlichen Gebäuden, welche funfzig und mehr Fenster nach der Straße zu haben, nur ein einziges Fach durch ein einziges ärmliches Talglichtstümpelchen erleuchtet, welches einer Todtenlampe glich. Die übrigen Fenster alle waren schwarz, wie die Mitternacht. Nur die öffentlichen Gebäude und die der Beamten waren besser, aber nach Verhältniß ihrer Größe doch auch nur sparsam erleuchtet.

Der einzige Ort, auf welchem man etwas einem Volksfeste Aehnliches sah, war der schöne Vendomeplatz. In der Mitte desselben erblickte man eine ungefähr sechs Fuß dicke und zwölf Fuß hohe Säule, auf welcher rings umher die Artikel des letzten berühmten Verfassungsbeschlusses (Sénatus-consulte) des Erhaltungsraths geschrieben standen, wodurch dem Oberstaatsberather die bekannten Vorrechte des lebenslänglichen

*) Etwas Aehnliches ereignete sich unter der Regierung der Fünfherren oder des sogenannten Direktoriums. Da auch von diesen einst befohlen wurde, daß zur Verherrlichung der damahls auf dem Märzfelde angestellten Volksfeste, Krämer und Modehändler aller Art Buden daselbst aufschlagen und ihre Waaren auslegen sollten, so fand sich nur ein Einziger, der den Befehl erfüllte; und dieser Einzige hatte — Stricke zu verkaufen.

Herrscher-Amts und der Ernennung seines Nachfolgers zuerkannt worden sind. Oben auf der Säule stand ein natürlicher Baum (man konnte nicht unterscheiden, von welcher Art) mit brennenden Früchten belastet. Der an sich beinahe runde Platz war durch 104 schön mit Laubwerk gezierte und durch Blumengewinde mit einander verbundene Säulen in einen weiten Tempel verwandelt, wozu der sternbesäete Himmel die erhabene Kuppel bildete. Die durch gefärbte Gläser erleuchteten Säulen stellten die verschiedenen Reichskreise (Départemens) vor, und das erleuchtete Kopfstück einer jeden war mit dem Namen eines dieser Kreise bezeichnet. In den vier Ecken des Platzes hinter diesem Säulenkreise wurde getanzt. Das Ganze that eine sehr schöne Wirkung.

Man hatte, um die Volksmenge zu theilen und ein gefährliches Drängen zu verhindern, drei Feuerwerke für diesen Abend verheißen, eins in den Elisäischen Feldern, das andere auf der neuen Brücke, und das dritte auf dem Greveplatze. Wer das eine sehen wollte, mußte, der weiten Zwischenräume wegen, nothwendig auf die andern Verzicht thun; und so geschah es, daß die Hunderttausende schaulustiger Menschen dergestalt auseinanderströmten, daß ein Erdstrich von beinahe einer halben Deutschen Meile damit überdeckt wurde. Aber selbst durch diese weite Ausdehnung der Menschenmasse konnte das Gedränge nicht vermieden werden. Ich hatte absichtlich meinen Platz bei der Königsbrücke, also ungefähr in der Mitte zwischen den beiden untern Feuerwerken genommen, wo ich von jedem derselben beinahe tausend Schritt weit entfernt blieb. Hier, hoffte ich, würde der Drang am schwächsten sein. Allein ich hatte mich geirrt. Auch hier wurde die fürchterliche Men-

schenmasse so enge in einander geschoben, daß man alle Augenblicke ein durchdringendes Geschrei solcher Personen hörte, welche Gefahr liefen, erdrückt zu werden.

Als es nun endlich zum Abbrennen der Feuerwerke kam, zeigte sich, daß wenigstens die Hälfte der Zuschauer in den April geschickt war. Denn auf der neuen Brücke, wo man schon einige Tage zuvor so große Vorbereitungen und Zurüstungen wahrgenommen hatte, daß man erwarten mußte, hier würde das größte und glänzendste der drei Feuerwerke gegeben werden, wurde, außer einigen sogenannten Raketen, welche aufflogen, gar nichts gemacht; und es zeigte sich, daß jene Zurüstungen keine andere Absicht gehabt hatten, als die, die Volksmenge irre zu leiten, und sie dadurch etwas mehr auseinander zu bringen. Aber auch die übrigen beiden Feuerwerke fielen, in Vergleichung mit dem, was man hier sonst zu sehen gewohnt ist, nicht sehr glänzend aus. Das Bewundernswürdigste bei dem Allen war, daß, soviel man an den folgenden Tagen erfahren konnte, auch nicht ein einziger Unglücksfall sich dabei ereignet hatte, ungeachtet sicher mehr als 150,000 Menschen auf den Beinen und dicht in einander gedrängt gewesen waren.

Zweierlei fiel an diesem Tage nicht bloß den Ausländern, sondern auch den Parisern selbst, als etwas Unerwartetes, auf. Das war theils der allgemeine Kaltsinn, welchen die große Mehrheit der Einwohner der Stadt bei diesem Feste an den Tag legte, theils der Umstand, daß die schönen Trümmer der vor der Umwälzung angefangenen, aber unvollendet gebliebenen Magdalenenkirche, neben welcher die Gebeine des unglücklichen Ludwigs XVI. ruhen, gerade heute, da Bonaparte mit allen Vorrechten der Oberherrschaft bekleidet werden sollte, zum ersten Mahle mit erleuchtet

wurden. Es schien, als sollte der abgeschiedene Geist des königlichen Märterers dadurch eingeladen werden, an den Freuden dieses Tages Theil zu nehmen und seinem Nachfolger mit zu huldigen. Hoffentlich hatte der Anordner der Erleuchtung sich das nicht dabei gedacht, und ohne allen Zweifel hatte Bonaparte selbst sich nicht darum bekümmert. Allein es war doch sehr auffallend, daß das Unschickliche der Erleuchtung jenes Orts an diesem Tage den anordnenden Beamten nicht sogleich in die Augen gesprungen war, da die Franzosen für Schicklichkeiten und Unschicklichkeiten aller Art einen so feinen und scharfen Sinn zu haben pflegen. —

Einige dieser letzten Tage habe ich dazu benützt, mich in den umliegenden Gegenden dieser Kaiserstadt — das ist sie ja nun, da sie der Sitz eines neuen Cäsars geworden ist! — noch einmahl umzusehen. Diese Gegenden sind, wenigstens auf der Südwest-, West-, Nord- und Nordostseite, überaus reizend, und herrlich angebaut; denn in einer mäßigen Entfernung erheben sich wohlbekleidete Hügel, an und auf welchen saubere kleine Städte oder Flecken, Dörfer, Landhäuser und Schlösser durch Gebüsch und Waldung weiß und lustig hervorschimmern. Zwischen denselben hin schleicht in mahlerischen Krümmungen die weltberühmte Seine, die sich jetzt zu schämen scheint, daß sie ihr Gewässer so müßig und unbenützt dem Meere zuwälzen muß, ohne der unermeßlichen Stadt und dem schönen Lande, welche sie durchströmt, einen andern namhaften Dienst zu leisten, als den, die schmutzige Wäsche der Pariser zu reinigen, ungeachtet sie, so gut als die Themse und Elbe, sich ins Meer ergießt, folglich auch so gut, als diese, das schöne Schauspiel einer belebten Wasserstraße geben könnte, auf welcher reichbeladene Schiffe vom Meere

der Stadt, und von der Stadt dem Meere zugleiten. Dies ist aber mit der Seine jetzt so wenig der Fall, daß ich in den nunmehr hier verlebten zehn bis elf Wochen nur ein einziges Mahl ein paar mit Kaufmannsgütern befrachtete Barken in dem sogenannten hiesigen Hafen, d. i. in demjenigen Theil des Stroms, der von der neuen und der Königsbrücke eingeschlossen wird, ankommen sah *). Schließe hieraus auf die gänzliche Lähmung, womit der hiesige Handel befallen sein muß! Wie könnte es auch anders sein, da dem Französischen Handel überhaupt, und dem der Stadt Paris insonderheit, bis jetzt noch die drei Hauptspannfedern seiner Wirksamkeit — Freiheit **), Geld und guter Glaube oder sogenannter Kredit, fehlen! Die Freiheit wird durch die dichte Wehrschnur, von Durchsuchern gebildet, womit Frankreichs Grenzen unter dem Namen der Mauth (Douane) jetzt gesperrt sind, ausgeschlossen; das meiste Geld ist in den Händen, oder vielmehr in den verschlossenen Kasten der Emporkömmlinge oder Herren von gestern (Parvenus), die aus Furcht vor neuen Rückwälzungen es lieber schimmeln lassen, als in Um-

*) Das Wasser ist zwar jetzt, der anhaltenden Dürre wegen, ungewöhnlich klein; allein da noch immer Kohlenschiffe von oben herab nach Paris schwimmen können, so scheint es, daß auch Schiffe, mit Kaufmannsgütern befrachtet, von unten herauf bis hieher segeln könnten, wenn dergleichen von Rouen bis hier unterweges wären.

**) Es ist hier nicht von der bürgerlichen, sondern von der Handelsfreiheit die Rede. Ob Frankreich jene jetzt besitze? Diese Frage braucht hier nicht erst beantwortet zu werden. Wer die neuern Weltbegebenheiten auch nur aus den Zeitungen kennt, hat darüber weiter nichts zu fragen.

lauf setzen; die ungeheuern Abgaben, welche die jetzige Regierung für ihre ungeheuern Bedürfnisse heischen muß (sie sollen, die gräßliche Auflage der landverderblichen Zahlenlosung und der verpachteten Spieltische ungerechnet, mehr als das Doppelte der ehemahligen betragen) erschöpfen das Land; einige dieser Abgaben, z. B. die Stempelauflage *), treffen und lähmen den Handel unmittelbar; das Vertrauen der Ausländer, nicht bloß zu dem Vermögen, sondern auch zu dem guten Willen der Franzosen, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, ist in den Zeiten der Umwälzung gänzlich vernichtet worden, und kann nicht eher wiederhergestellt werden, als bis die Regierung selbst sich im Stande sehen wird, bei ihren Verträgen und deren Erfüllung das Beispiel unwandelbarer Treue und der strengsten Redlichkeit von oben herab zu geben.

Doch lassen wir, da wir Beide keine Kaufleute sind, den Französischen Handel, und folgen lieber dem müßig dahinschleichenden Strome der Seine nach St. Cloud, dem künftigen Hoflager des ersten Staatsberathers. Dieses Schloß erhebt sich, eine kleine Meile von Paris, an einem überaus schönen Hügel über dem Orte gleiches Namens, der größtentheils aus hübschen Landsitzen besteht, und beherrscht eine der reichsten und herrlichsten

*) Alle kaufmännische Papiere, z. B. Wechsel und Handelsverträge, müssen, wenn sie vor Gericht Gültigkeit haben sollen, gestempelt werden; und dieser Stempel, nebst andern beim Kaufen und Verkaufen vorgeschriebenen Förmlichkeiten, verschlingen den zehnten Theil der Kaufsumme. Will man die gestempelten Wechsel in klingende Münze umsetzen, so macht der Umsatzpreis, oder das Diskonto, auch noch 18 von 100, d. i. an einem Wechsel, der auf hundert Thaler lautet, muß man achtzehn Thaler verlieren.

Landschaften, die es geben kann. Den Hintergrund derselben nimmt die kleine Welt, Paris genannt, ein, die man von hier aus fast ihrem ganzen Umfange nach übersieht. Der Strom scheint ungern daran zu gehen, diese üppige Gegend zu verlassen, und macht, um länger hier zu verweilen, am Fuße des Hügels, ich weiß nicht wie viele liebliche Krümmungen, bis er endlich, von seinem Verhängnisse fortgerissen, sich hinter andern, in einiger Entfernung aufsteigenden Hügeln verliert. Rechts erblickt man das ehemahlige königliche Lustschloß Meudon mit seinen prächtigen Gärten und dem dazu gehörigen schönen Pferch oder Park, ehemahls dem Vergnügen der Beherrscher Frankreichs gewidmet, jetzt aber zu einer Wohnung der Stückschützen oder Artilleristen hinabgesunken. Links erheben sich über dem Ufer der Seine die anmuthigen Dörfer (wofern dieser bescheidene Name für eine Menge schimmernder Landsitze nicht zu niedrig klingt) Chaillot und Passy, auf einem Hügel, der sich an das berühmte Boulogner Gehölz lehnt, welches eine Fortsetzung der Elisäischen Felder ist, so wie diese sich den Tuilerien anschließen. St. Cloud gegenüber, am entgegengesetzten Ufer der Seine, liegt der hübsche Flecken Boulogne, wovon jenes Gehölz den Namen hat. Dies Alles, und mehr noch, als ich hier zu nennen oder zu beschreiben Lust habe, übersieht man von der Anhöhe, auf welcher St. Cloud liegt. Wahrlich, wenn Beelzebub, wie in der bekannten biblischen Gleichnißrede, noch einmahl einen ihm wichtigen Mann durch das Geschenk eines reichen und prächtigen Landeigenthums in Versuchung führen wollte, er könnte schwerlich einen bessern Standpunkt dazu wählen, als diesen!

Von dem Innern des Schlosses, welches aus einem

Hauptgebäude und zwei Flügeln besteht, die zusammengenommen ein offnes Viereck bilden, sage ich Dir nichts, weil ich — es nicht gesehen habe. Warum nicht? Weil die Schildwachen nicht erlauben, sich diesem Heiligthume zu nähern, ungeachtet die Gottheit, der es nunmehr gewidmet ist, selbst noch nicht da wohnt, sondern das Schloß nur erst für sie eingerichtet wird. Die Pracht, welche dabei aufgestellt wird, soll, nach der Versicherung der Begünstigten, die hineingelassen wurden, ohne Beispiel sein. Es ist nicht glaublich, daß Bonaparte selbst sich um Kleinigkeiten dieser Art bekümmert; allein die Anordner derselben sollten doch wissen, daß ein Mann, wie er, durch äußern Prunk keinen Zuwachs, weder an Ehre, noch an Größe, erhalten kann; daß vielmehr seine Ehre gerade in der Verachtung alles eiteln Gepränges und seine Größe in stiller, einfacher Erhabenheit bestehen muß.

Die Umgebungen des Schlosses enthalten alle Arten von Anlagen und Verzierungen, die man in geschmackvollen Gärten, Lusthölzern und Lustgebüschen zu finden gewohnt ist, in großer Vollkommenheit; besonders auch wohlangelegte künstliche Wasserfälle und Springbrunnen, wovon der eine sich bis zu einer Höhe von 90 Fuß erheben soll. Ich verschone Dich mit einer zwecklosen Beschreibung dieser Herrlichkeiten. Willst Du etwas Aehnliches, oder vielmehr etwas Größeres und Schöneres, sehen, so gehe nach unserm Kassel, welches Dir näher ist.

Aber gern möchte ich Dir die Freude gönnen, einmahl an einem Sonntage hier in St. Cloud zu sein, um die kindlichen, durchaus unschuldigen und anständigen Belustigungsarten zu sehen, welchen das eben so frohsinnige als gutmüthige Französische Landvolk, unter-

mischt mit wohlgekleideten Parisern und Pariserinnen, sich hier am Fuße des Hügels, wie an jedem andern ländlichen Orte um Paris her, so arglos und herzlich überläßt! Ich wüßte nicht, irgend etwas Anderes in Frankreich gesehen zu haben, das meinem Herzen so wohl gethan hätte, als der Anblick dieser unschuldigen Vergnügungen, die, außer dem Tanze, den die Franzosen aller Stände mehr, als andere Völker, leidenschaftlich lieben, in allerlei wahren Kinderspielen bestehen, an welchen man Leute jeglichen Alters, sogar Greise, den vollsten und herzlichsten Antheil nehmen sieht. Wer ein der Mitfreude über fröhliche Menschen fähiges Herz hat, muß bei diesem Anblicke sich nothwendig selbst zur Lustigkeit gestimmt fühlen. Hierher, zu diesen ländlichen Festen, muß man kommen, wenn man die Franzosen wahrhaft liebenswürdig finden will.

Eine Erinnerung, welche mir beide Mahle, da ich hier war, sehr zur Unzeit kam, vergällte mein Vergnügen. Es war die an den Meuchelmord, welcher einst an dem Könige Heinrich III. hier zu St. Cloud von Pfaffenhand verübt wurde. Da ich vermuthe, daß Dir das Umständliche dieser gräulichen That noch nicht bekannt sei, und daß Du es nicht ungern lesen werdest, so stehe es hier. Es fehlt mir ja jetzt nicht an Zeit zum Schreiben.

Es war zur Zeit des bürgerlichen Krieges, welcher von den sogenannten Verbündeten (la Ligue) auf der einen, und den treugebliebenen Anhängern des Königs auf der andern Seite mit aller der Wut geführt wurde, wodurch Bürgerkriege sich immer auszuzeichnen pflegen. Jene hatten den König aus Paris vertrieben, diese suchten ihn wieder dahin zurückzuführen. Der König hatte in Heinrich von Navarra (in der Folge

unter dem Namen Heinrich IV. König von Frankreich) einen treuen Bundesgenossen gefunden. Von ihm begleitet, rückte er im Heumonate 1580, an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, vor Paris. Er selbst nahm sein Hauptlager zu St. Cloud, sein königlicher Bundesgenosse in dem nahegelegenen Schlosse Meudon. Von hier aus wollte man Paris angreifen, und man hoffte, mit der Eroberung dieser Hauptstadt innerhalb einiger Tage zu Stande zu kommen. »Es wäre doch Jammer und Schade,« sagte der gutmüthige Heinrich, als er Paris aus seinem Fenster übersah, »eine so schöne und gute Stadt zu Grunde zu richten! Aber man zwingt mich ja, die Empörer, die mich auf eine so schimpfliche Weise verjagt haben, zu Paaren zu treiben.« Ach! er ahnete nicht, welcher schwarze Anschlag gegen ihn, in dem Kopfe eines Pfaffen und eines Weibes ausgebrütet, schon zur Reife gediehen war!

Der Klosteraufseher oder Prior Bourgoin und die Herzoginn von Montpensier, Schwester der Guisen, welche an der Spitze der Verbündeten standen, hatten das Bubenstück ersonnen; und das Werkzeug, dessen sie zur Ausführung desselben sich bedienten, war ein junger Pfaff, Jakob Clement genannt, der, von Glaubenswut glühend, und in der Hoffnung, den Himmel dadurch zu verdienen, sich bereit dazu finden ließ. Angefeuert durch die scheinheiligen Einlispelungen seines teuflischen Vorgesetzten, machte er sich auf den Weg nach St. Cloud. Unterweges begegnete er einem dem Könige treu gebliebenen hohen Staatsbeamten, La Guesle genannt, und redete ihn an. »Ich komme,« sagte er, »gesandt von dem Präsidenten Harlay, um dem Könige einen Brief und zugleich wichtige Nachrichten von seinen Treuen aus Paris zu bringen.« La

Guesle führte ihn hierauf in sein Haus. Daß der Pfaff ein Kundschafter sein könnte, fiel ihm zwar wol ein, allein von der schwarzen That, welche der wahre Zweck seiner Sendung war, hatte er nicht die mindeste Ahnung. Er begnügte sich daher, einige Fragen an ihn zu thun; und da der Mönch, in der Verstellungskunst geübt, diese mit eben so großer Unbefangenheit als Zuversicht beantwortete, so ging er, ihn dem Könige anzumelden.

Es fügte sich, daß er erst am folgenden Morgen vorgestellt werden konnte. La Guesle behielt ihn daher bei sich, und ließ ihn in seinem Hause zu Abend essen und schlafen. Das Ungeheuer verzehrte sein Abendbrot mit eben so großer Eßlust als guter Laune, und bediente sich dabei, vermuthlich weil es in dem Hause seines Wirths an Tischgeräthschaft fehlte, eben des Messers, womit er seinen König morden wollte. Sollte man glauben, daß das menschliche Gefühl bis dahin unterdrückt werden könne? Einer von den Leuten des Hauses fragte ihn: ob es denn wahr sei, daß sechs Jakobinermönche, wie die Rede gehe, sich verschworen hätten, den König umzubringen? und er, ohne im mindesten die Farbe zu verändern, oder auch nur die kleinste Verwirrung zu verrathen, antwortete: es giebt überall gute und böse Menschen.

Am folgenden Morgen führte La Guesle, einem erhaltenen Befehle zufolge, ihn nach der Wohnung des Königs. Da es sich aber fand, daß derselbe noch nicht angekleidet war, so nahm Jener dem Mönche den mitgebrachten Brief ab, und trug ihn hinein zum Könige. Die Hand des Präsidenten Harlay war so gut nachgemacht, und der Inhalt des Briefes so listig gewählt, daß kein Verdacht darüber entstehen konnte. Der Kö-

nig befahl hierauf, den Mönch zu ihm zu führen; und da die Wache Schwierigkeiten machte, wiederholte er den Befehl, indem er sagte: laßt ihn herein; man könnte glauben, daß ich den Mönchen abgeneigt sei, und sie von meiner Person entfernen wolle.

La Guesle und der Stallmeister Le Grand waren beim Eintritte des Pfaffen zugegen. Dieser näherte sich dem Könige, und sagte: daß er von dem Präsidenten und andern treuen Dienern des Königs noch anderweitige wichtige Aufträge habe, die er aber nur Sr. Majestät allein bekannt machen könne. La Guesle fiel ihm hiebei ins Wort, und sagte: Ihr dürft immer laut reden; denn hier im Zimmer sind keine andere, als treue Diener Sr. Majestät. Als aber hierauf der Mönch sein Verlangen, mit dem Könige allein zu reden, wiederholte, schöpfte Jener Verdacht, und sagte: Sire, es ist nicht nöthig, daß dieser Mönch sich Ewr. Majestät Person nähere. Allein der König, verleitet durch die ihm natürliche Gefälligkeit und durch die ihm zur Gewohnheit gewordene Ehrfurcht für die Priester, hieß den La Guesle und Le Grand sich ein wenig entfernen, und reichte dem Mönche sein Ohr dar. Dieser murmelte einige Worte hinein, zog zugleich aus seinem Aermel das mitgebrachte Messer hervor, stieß es plötzlich dem unglücklichen Könige in den Leib, und blieb, nachdem die Gräuelthat vollbracht war, fest und unbeweglich vor ihm stehen. Der König sprang von seinem Sitze auf, und rief: »Ha! Elender, was hatte ich dir gethan, daß du so mich mordest?« Das Blut stürzte aus der breiten Wunde. Der König zog das Mordmesser, welches stecken geblieben war, selbst heraus, und warf es dem Mörder an den Kopf. In diesem Augenblicke sprangen La Guesle und Le Grand voll Entsetzen herbei, stießen

den Mörder, dessen trotzige Stellung dem Könige noch immer zu drohen schien, zurück, und trieben ihn zwischen die Wand und die Bettstelle. Auf das Geräusch dieses Auftritts stürzte die Leibwache herein; der Mörder wurde mit hundert Stichen durchbohrt, und sein blutiger Leichnam, nachdem man ihm die Mönchskleidung abgerissen hatte, zum Fenster hinausgeworfen. Welch ein Trauerspiel! Das Zimmer floß von dem Blute des Königs und seines verruchten Mörders; das ganze Haus erscholl von dem Wut- und Jammergeschrei der treuen Diener; der König selbst saß und hielt mit blutigen Händen die Eingeweide, die aus der Wunde hervorgequollen waren.

Man hielt die Wunde anfangs nicht für tödtlich. Der König selbst war dieser Meinung. Er sagte zu dem jungen Herzog von Angouleme, seinem Neffen, indem er ihm die Hand reichte: »Weine nicht! Die abscheulichen Menschen haben mich tödten wollen, aber Gott hat mich gegen ihre Bosheit geschützt. Es wird hiemit nichts zu bedeuten haben.«

Allein nach genauerer Untersuchung wurde die Verletzung bald für tödtlich erklärt. Heinrich IV. flog herbei. Der König reichte ihm die Hand, und sagte: »Sie sehen, mein Bruder, wie Ihre und meine Feinde mir mitgespielt haben. Auch Sie werden auf Ihrer Hut sein müssen, damit man Ihnen nicht ein Gleiches thue.« Leider war diese Warnung nur zu gegründet! Auch er fiel, wie wir wissen, späterhin durch das Messer eines Meuchelmörders, des verruchten Ravaillac. — Der König ernannte ihn sofort zu seinem Nachfolger, und die herbeigeeilten Großen mußten ihm auf der Stelle huldigen. Nachdem dieses Geschäft beendiget war, verrichtete er noch die von seiner Kirche vorgeschriebenen Gebräuche, und sank hierauf in einen vielstündigen ru-

higen Schlummer. Beim Erwachen fühlte er sich völlig erschöpft; und bald darauf verschied er in den Armen seines Neffen.

Die Nachricht von diesem gräßlichen Vorgange wurde in Paris mit dem höchsten Entzücken aufgenommen. Man lachte, jauchzte, tanzte — kurz, man äußerte seine unsinnige und unmenschliche Freude auf eine eben so unwürdige Weise, als man in unsern Tagen den blutigen Tod der edelsten Opfer der Französischen Staatsumwälzung feierte. Man sieht, die Pariser waren damahls schon — Franzosen. Am meisten schweifte die Mitanstifterinn dieser Gräuelthat, die Herzoginn von Montpensier, in ihrer wilden Freude aus. Sie umarmte den Boten, der ihr die erste Nachricht von dem Vorgange brachte, und rief einmahl über das andere aus: »Aber ist es auch wahr? Der Tirann ist wirklich todt? Gott, wie glücklich hast du mich gemacht! Nur Eins bekümmert mich noch: ob er auch vor seinem Tode wol erst erfahren haben möge, daß ich es bin, die diese Todesart ihm bereitet hat?« Sie rannte hierauf, wie eine Bacchantinn, durch die Straßen, und rief den herzueilenden Volksmassen zu: »Eine herrliche Neuigkeit, meine Freunde! O, eine sehr herrliche! Der Tirann ist todt! Es giebt keinen Heinrich von Valois mehr in Frankreich!«

Ihre Begleiterinn, die Frau von Nemours, jauchzte mit ihr, und rannte, als sie zu einer Kirche gekommen waren, die Stufen des Hochaltars hinauf, um das Volk anzureden, und es zur Theilnahme an ihrer Furienfreude einzuladen. Auch so was kann von Weibern, bei gräulichen Ereignissen dieser Art, nur in Frankreich geschehen.

Die Priester ahmten dem Beispiele dieser Unholdin-

nen nach, und erklärten in ihren wütenden Predigten den meuchelmörderischen Mönch für einen wahren Märterer, weil er sich dem Tode geweiht habe, um Frankreich von diesem Hunde, Heinrich von Valois, zu befreien. Glaubt man nicht, die neuern Franzosen zu hören, die zu unsern Zeiten und 200 Jahre nach jener Gräuelthat den königlichen Dulder Capet und seine mit hingeopferte bejammernswürdige Familie, selbst vor dem Blutgerüste, auf eben diese unmenschliche und niedrige Weise schmähten? — Man stellte Bildnisse des Mönchs auf die Altäre, um ihn als einen Heiligen verehren zu lassen; die Sorbonne, dieses ehemahlige Glaubensgericht in Frankreich, trug auf seine Heiligsprechung an, und der Glaubensvater, Sixtus V., der zu Rom ein feierliches Seelenamt für ihn hielt, verglich ihn dabei öffentlich mit der Judith und dem Eleazar. Und eben dieses Papst- und Pfaffenthum, dem von jeher keine Frevelthat zu schwarz war, um sie als eine heilige Handlung zu preisen, sobald sie ihre Absichten nur begünstigte, hat Bonaparte, welcher Frankreich davon befreit fand, wieder zur herrschenden Kirche in Frankreich erheben zu müssen geglaubt! Wozu? Ein Mann, wie er, bedurfte ja, um sich auf seinem erhabenen Standpunkte zu erhalten, dieser immer unsichern, geschornen Leibwache nicht. Das Bewußtsein reiner Absichten, die Wiederherstellung und Erhaltung des lange ersehnten Friedens, die redliche und kräftige Beschützung der errungenen bürgerlichen Freiheit, und eine weise, von aller Selbstsucht entfernte Staatsverwaltung würden ja allein schon, und ohne Mitwirkung jener, eine unendlich festere Schutzmauer für ihn gebildet haben! —

Da der schöne Weg, welcher von Paris nach Ver-

failles führt, nahe bei St. Cloud vorbeiläuft, so wird es Dir, denke ich, nicht zuwider sein, gleich von hier aus einen kleinen Abstecher mit mir dahin zu machen.

Unter den wohlfeilen Gelegenheiten, von Paris dahin zu fahren, hat man täglich, ja stündlich, die Wahl. Denn theils laufen zwei sehr bequeme Eilkutschen an jedem Morgen dahin ab, und Abends wieder zurück, theils stehen zu jeder Zeit, längs der Mauer des Tuileriengartens, eine Menge kleiner Fuhrwerke (petites voitures), ehemahls Nachttöpfe (Pots-dechambre) genannt, bereit, um jeden sich Darbietenden sogleich dahin zu befördern. In jenen kostet der Platz nicht mehr als 30 Stüber (9 ggr.), in diesen nur 25. Um aber das Fahren in diesen letzten nicht unbequem zu finden, muß man ein Franzose sein, und sich wie dieser zu behelfen wissen. Diese kleinen Fuhrwerke sind nämlich nicht um einen Fingerbreit größer, als unsere altmodischen Kariolen, gewähren also eigentlich nur für zwei Personen Raum. Gleichwol werden jedesmahl vier Personen hineingepackt, auch wol noch ein paar andere auf der Außenseite, d. i. in dem Korbe über dem Verdecke, wie in England, mitgenommen.

Der wohlunterhaltene Weg von Paris bis Versailles ist 5 Stunden lang, und läuft anfangs bei der lustig bebauten Anhöhe Chaillot und Passy längs der Seine, dann hinter St. Cloud zwischen zwei Reihen von Hügeln hin, welche theils zu Gärten, theils zu Weinbergen durchgängig angebaut und mit größern und kleinern Landhäusern reich besetzt sind, so daß das Auge des Vorbeifahrenden durch eine unendliche Mannichfaltigkeit von niedlichen kleinen Landschaften und Anlagen unaufhörlich angezogen und auf eine sehr angenehme Weise unterhalten wird. Ehemahls war diese herrliche Straße

zur Nachtzeit eben so schön, als Paris selbst, erleuchtet; jetzt aber, da Versailles kein Königssitz mehr ist, hat diese kostbare Erleuchtung aufgehört, und wird künftig nur bis St. Cloud Statt finden.

Beinahe auf der Mitte des Weges kommt man bei Sevres oder Seves (beide Namen sind gleich gebräuchlich) zu der weltberühmten Werkstatt, wo das schönste Französische Porzellan verfertiget wird, der einzigen unter den vielen, die in Paris selbst blühen, welche die Regierung alljährlich mit einer beträchtlichen Summe zu neuen Versuchen und zu großen kostbaren Werken unterstützt, wodurch sie in den Stand gesetzt wird, es allen andern, sowol in Paris, als im Auslande, wenngleich nicht an innerer Güte der Masse, die hier glasartig ist, doch an schönen Formen und vollendeter Mahlerei, zuvorzuthun.

Dicht vor Versailles steht unter vielen andern schönen Gebäuden, womit die Straße besetzt ist, das für immer denkwürdige Haus, worin vor dreizehn Jahren die erste Versammlung der Stellvertreter des Französischen Volks die alte Staatsverfassung umstieß, und eine neue zu begründen suchte, wovon sie selbst, und mit ihr ganz Europa, sich nichts Geringeres, als eine Erlösung des ganzen Menschengeschlechts von dem Joche der Willkühr und ihrem scheußlichen Gefolge, der Unterdrückung, der Abstumpfung, der Dummheit, dem Aberglauben, dem Gewissenszwange und der Priesterherrschaft, versprachen. Ach, hätten diese kühnen Verbesserer die gräßlichen Folgen geahnet, welche ihre ersten Schritte nach sich ziehen würden; hätten sie sich selbst und den Geist ihres Volks gekannt, von dem die mit Blut geschriebene Geschichte der letztverflossenen dreizehn Jahre nunmehr unwidersprechlich bewiesen hat, daß es, vermöge

des ihm eigenen Leichtsinns und seines kindischen Hanges zu Uebertreibungen aller Art und zu schnellen Uebergängen von einem Außenende zum andern, bis dahin noch gänzlich unfähig war, einen auf Vernunft und Weisheit gegründeten und durch Tugend und Gemeinschaft befestigten Freistaat zu bilden; hätten sie endlich voraussehen können, was durch alle die Ströme von Menschenblut, welche durch Europa und andere Welttheile fließen sollten, am Ende für die zerrüttete Menschheit gewonnen werden würde: — wie würde die Hand der Gutgesinnten und Redlichen unter ihnen gezittert haben, den ersten Stein aus dem alten morschen Staatsgebäude dieses Landes herauszureißen! Aber wären auch die unweisen und selbstsüchtigen Rathgeber des gutmüthigen, nur zu schwachen Ludwig und der übrigen, damahls lebenden Herrscher in Europa nicht zu stumpfsinnig und zu verblendet gewesen, um den Geist der Zeit, welcher schon lange alle gebildete Völker anzuhauchen angefangen hatte, zu bemerken und richtig zu beurtheilen; hätte man dem zu Folge, in dem Innern Frankreichs, von Seiten des Hofes es mit dem neuerrichteten gesellschaftlichen Vertrage redlich gemeint, und wäre man im Auslande weise genug gewesen, sich nicht dareinzumischen, sondern die Entwickelung dieses Gewirres der Zeit und der Vorsehung zu überlassen: — wie viel Menschenblut würde gespart worden sein! mit wie vielen Gräuelthaten und Entsetzlichkeiten würde die Menschheit verschont geblieben sein! der unglückliche Ludwig säße noch heute auf seinem, wenngleich beschränkten, Throne; Europa würde nicht in Brand gerathen sein, Frankreich nicht so übermächtig, zum Schrecken aller Völker, jetzt dastehen, und unser armes, armes Deutschland nicht zu der Ohnmacht und Schmach hin-

abgesunken sein, in der wir es leider! jetzt, und zwar ohne Hoffnung einer glücklichen Wiedererhebung, erblicken! O ihr, die ihr damahls in jedem redlichen Manne, der zu jener weisern Maßregel des untheilnehmenden Zusehens rieth, einen Jakobiner und Verräther des Vaterlandes wahrnahmet, schauet auf, und seht mit Schaudern den schmählichen und hoffnungslosen Zustand, in welchen ihr, ihr allein, dieses unser armes Vaterland gestürzt habt!

Diese traurigen Gedanken lasteten beim Anblicke jenes Hauses und bei meiner Einfahrt in das verödete Versailles, wie ein schweres Gewicht, auf meinem Herzen, und machten mich sehr mißmüthig. Was ich in dem Orte selbst, und in dem ehemahligen Mittelpunkte alles Schönen, Großen und Herrlichen, dem königlichen Schlosse und seinen Umgebungen, sah und bemerkte, war keinesweges dazu geeignet, mich wieder zu ermuntern. Die Stadt, eine der schönsten in Frankreich, ehemahls von 80,000 Einwohnern belebt, steht jetzt menschenleer und über den Verlust ihrer Erwerbsquellen trauernd da; das Pflaster der schönen, breiten und geraden Straßen, zum Theil mit vierfachen Baumreihen bepflanzt, fängt an, mit Gras überzogen zu werden; das verödete Schloß drohet in vielen seiner Theile schon einen nahen Verfall; der prächtige Garten, mit allen seinen schönen Anlagen, Wasserkünsten und Lustgebäuden, trauert über den Abgang seiner ehemahligen sorgfältigen Unterhaltung, und fängt hier und da auch schon an, zu verfallen und zu verwildern. Einzelne Theile desselben, mit den dazu gehörigen Prachtgebäuden, sind verpachtet, und von den Pächtern in sogenannte Guinguettes, d. i. kleine Wirthshäuser für geringe Leute, verwandelt worden. Daß die Ordnung, Nettigkeit und

Reinlichkeit des Gartens und der Gebäude dadurch nicht gewonnen haben, versteht sich von selbst. Hierher, ihr Götter der Erde, ihr Großen, Reichen und Mächtigen, wenn ihr ein lehrreiches Beispiel von der Vergänglichkeit aller eurer Herrlichkeiten sehen wollt! —

Die Einfahrt in Versailles, auf der Pariser Straße, hat etwas Großes und Prächtiges. Der Ort ist von allen Seiten offen, und man fährt daher ohne Aufenthalt bis zu dem eisernen Gitter, welches den ersten Vorhof des Schlosses von dem weiten und freien Platze absondert, der sich außerhalb desselben nach allen Seiten hin ausdehnt, und eine große und herrliche Vorbühne bildet, welche ehemahls der Waffenplatz der hier eingelagerten königlichen Leibwachen war. Vor dem erwähnten Gitterthore stehend blickt man über diesen Platz hinaus in fünf sehr schöne, mit großen Baumreihen bepflanzte Kunststraßen, deren schnurgerade Linien auf diesem Standpunkte fächerförmig zusammenlaufen. Ein überaus anmuthiger Anblick!

Unter den Gebäuden, von welchen diese weite Vorbühne begrenzt wird, zeichnen sich besonders zwei, der große und der kleine ehemahlige königliche Pferdestall aus, welche sowol durch ihre gute Bauart, als auch durch treffliche Werke der Bildhauerkunst, die Augen der Beschauer auf sich ziehen und fesseln.

Hinter dem Gitterthore, nach dem Schlosse zu, folgen drei von einander getrennte Vorhöfe, durch welche man ehemahls mußte, um zu dem Allerheiligsten, der Wohnung der Könige von Frankreich, zu gelangen. Der erste hieß der Ministerhof (la cour des Ministres), weil in den beiden vorspringenden Schloßflügeln, die ihn rechts und links einschließen, ehemahls die Geheimräthe oder Minister des Königs wohnten. Der darauf fol-

gende Hof wurde der Palasthof (la cour du palais) genannt, und Keiner, der nicht von königlichem Geblüte war, hatte die Erlaubniß, ihn zu befahren. Gleichwol wagte es einmahl, ich weiß nicht, welcher Herzog, der oft lustige Einfälle hatte, bei starkem Regenwetter, sich eine Ausnahme davon zu erlauben. Er ließ seinen Kutscher gerade auf diesen Schloßplatz losfahren; und angerufen von der Wache, die zu wissen verlangte, wer in dem Wagen sich befinde? rief er selbst zum Schlage hinaus: der Herzog von **, seinen Namen nennend. Nun gab es aber der Herzoge dieses Namens mehre, von denen nur Einer zu den Bevorrechtigten gehörte, welche diesen Schloßplatz befahren durften. Die Wache rief daher abermahls: lequel? (welcher?); und der lustige Herzog hatte den Einfall, ihr zu antworten: le dernier mort (der Letztverstorbene). Der Soldat, welcher diese spaßhafte Antwort vermuthlich nicht recht vernommen hatte, sagte: Passez! (nur zu!) und damit rollte des Herzogs Wagen auf den Platz. Der König — ich weiß nicht, ob Ludewig XIV. oder XV. — stand gerade oben am Fenster, und sah den Vorgang. Als nun der Herzog zu ihm hineintrat, warf er einen ungnädigen Blick auf ihn, und fragte: wie er sich habe unterstehen können, auf den innern Hofplatz zu fahren? O, antwortete der Herzog, das ist noch lange nicht das Bewundernswürdigste in der Sache! Wenn Ew. Majestät sich wundern wollen, so hören Sie, unter welchem Namen man mich hineingelassen hat; und nun erzählte er die Geschichte. Der König lachte überlaut, und die Umstehenden klatschten in die Hände.

Der dritte und letzte Hofplatz wird der Marmorhof, (la cour de marbre) genannt, weil er mit Platten dieser Steinart gepflastert ist. Das ihn einschließende

Hauptschloßgebäude und die beiden Flügel desselben sind das alte, von Ludewig XIII. erbaute Jagdschloß, welches Ludewig der XIV., als er den Gedanken faßte, eins der prächtigsten Schlösser in der Welt zu bauen, aus Ehrfurcht für ein Werk seines Vaters stehen, und dem neuen Palaste einverleiben ließ. Dies hat die Folge, daß der Fremde, der auf der Straße von Paris hieher kommt, in die größte Verwunderung geräth, indem er die ersten Blicke auf diese unansehnliche, zum Theil sogar unregelmäßige und verkrüppelte Antlitzseite eines Palastes heftet, welchen er so oft als eins der größten Weltwunder hatte ausposaunen hören. Er steht wie verdutzt, und begreift schlechterdings nicht, wie man von einer so unansehnlichen, an und in einander gebauten Masse alter Gebäude ein solches Aufheben habe machen können. Allein er gedulde sich, bis er die entgegengesetzte Seite des Palastes, diejenige, welche in den Garten sieht, zu Gesicht bekommt, und seine Verwunderung wird sich legen.

Unter Ludewig XIII. war Versailles ein elendes Dorf, die Gegend umher eine unfruchtbare und häßliche Einöde. Aber gerade deßwegen scheint Ludewig XIV., der gar zu gern etwas vornahm, das einem Wunder ähnlich sah, zur Ausführung seines unermeßlichen Verschönerungsplans diesen Sand- und Sumpfboden gewählt zu haben. Der Anbau dieser Wildniß und die Errichtung der Gebäude wurden mit so erstaunlichem Eifer, und mit einem so ungeheuern Kostenaufwande betrieben, daß nach sieben Jahren schon der unermeßliche Palast und ein der Größe desselben angemessener herrlicher Garten mit allen Arten von Anlagen und Verzierungen, der Hauptsache nach, vollendet dastanden; ungeachtet freilich nachher noch ein halbes Jahrhundert lang fort-

gefahren wurde, diese Gebäude und diese Gärten auf alle mögliche Weise zu verschönern. Man sagt, Ludewig XIV. habe das Papier, worauf er sich die Schlußsumme der gesammten Kosten hatte ausziehen lassen, ins Feuer geworfen, um den unerhörten Betrag seiner Verschwendung in ewige Vergessenheit zu begraben. Gleichwol soll sein Nachfolger, Ludewig XV., aus Neugier, diese Summe zu erfahren, eine neue Berechnung aus den noch vorräthigen Papieren anzufertigen befohlen, aber diesen Befehl wieder zurückgenommen haben, da noch nicht die Hälfte der aufbewahrten Rechnungen schon ein Sümmchen von 200 Millionen Französischer Pfunde oder 50 Millionen Thaler gab. Bloß das an den Gebäuden und zu den Wasserleitungen verbrauchte Blei soll 32 Millionen solcher Pfunde, oder 8 Mill. Thaler gekostet haben *). Hätten die Könige von Frankreich diese ungeheuern Summen gespart, und dadurch die Schuldenlast vermieden, welche ihren Untergang bereitet hat, so würden die Umwälzungen der letztverflossenen 13 Jahre nicht erfolgt sein, ein paar Millionen unschuldiger Schlachtopfer würden nicht geblutet, und die Bourbons ungestört auf dem Französischen Throne gesessen haben. So viel, mein lieber Eduard, kommt auf eine vernünftige Sparsamkeit an! So unausbleiblich und so fürchterlich sind für Könige, wie für Privatpersonen, die Folgen einer tollen Verschwendung!

Was ich oben von dem schon eingetretenen Verfalle des prächtigen Schlosses und der schönen Gartenanlagen sagte, mußt Du nicht dahin deuten, als wenn die Ver-

---

*) S. Nouvelle description des environs de Paris, par J. A. Dulaure. Tom. II. pag. 271.

wüstungen, welche in dem Laufe der gräulichen Staats-umwälzung ein wütender Pöbel sich erlaubte, Schuld daran wären. Von dieser Art von Zerstörung habe ich zu meinem Erstaunen hier nur sehr wenige und nicht sehr bedeutende Spuren wahrnehmen können. Die Prachtgebäude, die Gartenanlagen, die Gemählde und Standbilder, die ungeheuern Wandspiegel, die für die größten in der Welt gehalten werden, kurz Alles, was zu den Werken der Kunst gehört, und nicht unmittelbaren Bezug auf das Königthum hatte, blieb unangetastet und unverletzt; welches man um so mehr bewundern muß, wenn man weiß, daß die aufgehetzten und zügellosen Barschenkler (Sans-Culottes), besonders in den ersten Zeiten der Umwälzung nirgends mehr, als gerade zu Versailles, dem Sitze des verhaßt gewordenen Königthums, wüteten. Der Verfall, von dem ich redete, ist größtentheils nur eine Folge der seit 13 Jahren eingestellten Unterhaltung. So schnell zernagt der gefräßige Zahn der Zeit Werke, die für die Ewigkeit gemacht zu sein schienen, sobald die schaffende und erhaltende Menschenhand es an ihren sorgsamen Verbesserungen fehlen läßt! Nur noch 13 andere Jahre der Vernachlässigung, und Versailles wird nicht mehr zu erkennen sein.

Bei einem Kunstwerke von halberhobener Arbeit, in einem der ungeheuern Säle des Palastes, bewunderte ich den sinnreichen Einfall, wodurch ein Kunstfreund — ich weiß nicht welcher — dasselbe gegen die Wut des aufgebrachten Pöbels zu schützen wußte. Es ist ein Wandstück über der Feueresse, und stellt Ludewig XIV. vor, wie er, den überwundenen Flußgott Rhein mit Füßen tretend, von der Siegesgöttinn gekrönt wird. Dieses Werk gehörte, wie Du siehst, zu denen, welche

der rasende Pöbel nicht verschonen zu müssen glaubte, weil es das Bildniß eines Königes darstellte. Gleichwol blieb es unverletzt. Und warum? Weil der besagte Kunstfreund den glücklichen Einfall hatte, den Kranz oder die Krone in der Hand der Siegesgöttinn in eine Jakobinermütze, und die Göttinn selbst dadurch in die Göttinn der Freiheit verwandeln zu lassen. Von Stunde an war das Bild ein Heiligthum, an welchem Niemand sich zu vergreifen wagte. Und so steht es noch heute völlig unverletzt da.

Wohin, mein lieber Eduard, soll ich Dich nun zunächst führen? In das ungeheuere Schloß, worin man sich verirren kann; oder in den unermeßlichen Garten, worin man, ohne Führer, sich verlieren würde? Dir beide, Stück vor Stück, umständlich zu beschreiben, wirst Du mir wol nicht zumuthen wollen. Das wäre die Arbeit eines halben Jahres, und würde nicht einen Brief, sondern ein dickes Buch geben; Du aber würdest — dabei einschlafen. Also nur Eins und das Andere aus beiden; nur gerade so viel, als erfodert wird, um Dir von dem ehemahligen Versailles doch wenigstens einen ungefähren Begriff machen zu können. Fangen wir mit dem Palaste an.

In diesem verdient ganz vorzüglich die so berühmte und so überaus prächtige Säulenhalle, la Galerie genannt, gesehen zu werden: ein mit acht und vierzig marmornen Säulen unterstützter, und mit den ersten Kunstwerken aller Art überreich verzierter Prachtsaal, der wol schwerlich seines Gleichen in der Welt gehabt hat, oder künftig haben wird. Denn so weit auch die Pracht, welche jetzt in St. Cloud aufgestellt wird, nur immer getrieben werden mag, so fehlt es diesem Gebäude doch an Größe, um etwas Aehnliches, selbst mit

Aufopferung vieler Millionen, darin schaffen zu können. Diese einzige Halle ist nämlich, bei verhältnißmäßiger Höhe und Breite, nicht weniger als 37 Klafter (toises) oder 222 Fuß lang. Sie wird durch 17 sehr große Fenster erleuchtet, welchen gegenüber, durch die Säulenbogen hindurch, eben so viele ungeheure Spiegel die Wand bedecken, worin der Garten mit seinen hundertfältigen Anlagen, Wasserkünsten, Standbildern u. s. w. sich spiegelt, und ein bewundernswürdiges Schauspiel gewährt. Die Zwischenräume sind mit Gemählden, Standbildern und andern Kunstwerken von der Hand der ersten Meister geziert.

Hier war es, wo ich, im August 1789, durch Zufall in die lange Reihe der Stellvertreter des Französischen Volks geschoben, das Vergnügen hatte, der feierlichen Handlung beizuwohnen, als man dem unglücklichen Könige Ludewig XVI. den Ehrentitel, Wiederhersteller der Französischen Freiheit, übertrug. Hier sah ich das gutmüthige Antlitz dieses Königes in der Nähe, und hörte ihn die Gegenrede, worin er den Titel annahm und dafür dankte, mit einer so wohlklingenden und so richtig abwechselnden Stimme hersagen, daß ich nicht umhin konnte, ihn in Ansehung des Vortrages, oder der sogenannten Déclamation (die bei den Franzosen sehr einförmig und eintönig ist) für einen der ersten Redner in Frankreich zu erklären. Er lud am Ende seiner Rede die Versammlung ein, ihn in die Schloßkirche zu begleiten, um dem höchsten Wesen ihr vereintes Dankopfer für die glücklich beendigte Staatsveränderung darzubringen. Ach! das unglückliche Schlachtopfer dieser Staatsveränderung ahnte damahls noch nichts von Dem, womit sein gräßliches Verhängniß schwanger ging! Ich sah und hörte ihn

das Herr Gott, dich loben wir! mit solcher Innigkeit und Anstrengung singen, daß man der Ueberzeugung nicht widerstehen konnte, der Dank komme aus dem Innersten seines frommen und wohlwollenden Herzens. O ihr unweisen Freunde dieses rein- und vollherzigen Königes, warum mußte es euch in der Folge gelingen, ihn so zu mißleiten!

Laß auch uns, mein lieber Eduard, aus der Säulenhalle in die Schloßkirche gehen, wohin ich damahls dem erhabenen Dulder und den Stellvertretern, welchen ich beigesellt zu sein die Ehre hatte, folgte. Sie ist von jener Halle nur durch einen kleinen Zwischengang gesondert, und befindet sich, wie diese, unter dem Dache des Palastes, zu dessen Theilen sie gehört.

Diese Schloßkirche findet zwar Jedermann, Kenner und Unkenner, sehr prächtig; aber die ersten sprechen ihr geradezu guten Geschmack und diejenige Schönheit ab, welche aus der genauen Beobachtung richtiger Verhältnisse erwächst. So sagt z. B. Voltaire von ihr, indem er den Tempel des Geschmacks in dem Gedichte gleiches Namens beschreibt:

Il n'a rien des défauts pompeux
De la chapelle de Versailles,
Ce colifichet fastueux,
Qui du peuple éblouit les yeux,
Et dont le connaisseur se raille.*)

Sie ist freilich, nach damahligem Geschmacke, mit Vergoldungen so sehr überladen, daß das Auge dadurch ge-

*) Er hat nichts von den prächtigen Fehlern der Schloßkirche zu Versailles, diesem prunkenden Schnörkelwerke, welches die Augen des Pöbels blendet, aber den Spott des Kenners auf sich zieht.

blendet, und gehindert wird, die Schönheiten der Formen und Verhältnisse, welche doch mehr Genuß, als der bloße Glanz, gewähren, aufzusuchen und sich daran zu laben; indeß zweifle ich nicht, daß Kenner der Baukunst auch in diesen Manches zu bewundern finden mögen. Denn diese Kirche ist ein Werk, und zwar das letzte, des berühmten Baumeisters Hardouin Mansard.

Die Erinnerung an die harte Demüthigung, die ich hier vor dreizehn Jahren die schöne und nachher so unglückliche Königinn Antoinette hatte erdulden sehen (die erste, die ihr bis dahin persönlich widerfahren war) erfüllte mich mit bittern Schmerzgefühlen. Sie trat, als der Zug zur Kirche ging, aus einem ihrer Gemächer hervor, und begrüßte die vor ihr vorübergehenden Stellvertreter mit einer tiefen Verbeugung; aber da war unter diesen auch nicht ein Einziger, der den Gruß erwiedert, oder auch nur das geringste Merkmahl von Achtung ihr gegeben hätte. Alle ohne Ausnahme gingen steif und mit hohnsprechenden Blicken, die sie ihr zuschossen, bei ihr vorüber; und so viel ich bemerken konnte, war ich der Einzige, der ihrem erhabenen Stande und ihrer holdseligen Gestalt durch eine ehrerbietige Verbeugung huldigte. Verwirrt und gedemüthiget trat sie in ihr Gestühl, und betete lange mit vorgehaltenem Fächer, um erst wieder Fassung zu gewinnen. Dies gelang ihr denn auch so vollkommen, daß, als sie endlich den Fächer zusammenlegte, ihr Gesicht sich so ruhig und unbefangen zeigte, als wenn gar nichts Unangenehmes vorgefallen wäre.

Aus dem Vorgange (Corridor) dieser Kirche tritt man in die Schloßbühne, welche gleichfalls für eine, wo nicht der schönsten, doch der prächtigsten in Europa ge-

halten wird. Auch sie hat den Fehler, mit Vergoldungen und Verzierungen überladen zu sein. Sie ist mit Gold beinahe ganz überdeckt; welches bei starker Erleuchtung für empfindliche Augen zur wahren Folter werden mußte. Dieses Schauspielhaus wurde erst 1770 zur Vermählungsfeier des letzten Königs fertig, nachdem beinahe während aller Regierungsjahre Ludewigs XV., bei öftern Unterbrechungen, daran gebaut worden war. Ich fand schon Manches in ihm eingerissen und zerstört, vermuthlich weil man die Bretter zu irgend einem andern Behufe nöthig hatte, und nicht gleich andere vorräthig fand. Der Schaden ist indeß nicht so groß, als daß er nicht bald wieder hergestellt werden könnte.

Ich begnüge mich, Dir die übrigen sehenswürdigsten Theile dieses Schlosses nur zu nennen. Sie sind: 1, der Saal des Herkules; 2, der Saal des Ueberflusses; 3, der Saal der Venus; 4, der Saal der Diana; 5, der Saal des Mars; 6, der Saal des Merkur, welche ihre Benennung von dem Inhalte der sie zierenden Deckengemählde erhalten haben; 7, der Thronsaal, in welchem der ehemahlige königliche Thron stand; 8, der Kriegssaal, so genannt, weil auf dem mittelsten der fünf Deckengemählde von Lebrün, die sinnbildliche Figur Frankreich, auf einer Wolke schwebend, und in der rechten Hand den Blitz, in der linken einen Schild mit Ludewigs XIV. Bildnisse haltend, abgebildet ist, und weil die vier andern kriegerische Auftritte darstellen, die unter dem ebengenannten Könige Statt gefunden haben. Es war das Zeitalter der Schmeichelei. Wohin der besagte König sich wandte, und wohin er seine Augen richtete, da mußte er Etwas sehen, hören oder lesen, was seiner Eitelkeit schmeichelte und ihn als ein über-

menschliches Wesen bezeichnete. War es zu verwundern, wenn ihm der Kopf davon schwindelte, und wenn er zuletzt selbst eine Art von Gottheit zu sein dünkelte? Das Gegentheil würde ein Wunder gewesen sein. 9, Der Friedenssaal. Das Deckengemählde dieses Gemachs, gleichfalls von dem berühmten Lebrün gemahlt, stellt abermahls die Figur Frankreichs vor, wie sie, auf einer Weltkugel in einem von Wolken getragenen Wagen sitzend, von der Göttinn des Ruhms gekrönt wird, indem die Göttinn des Friedens und die Liebesgötter ihre Turteltauben zu einem Gespanne für sie vereinigen.

Außerdem verdient noch die Reihe von Gemächern gesehen zu werden, welche der König selbst, so wie auch diejenigen, welche die Königinn bewohnte. Zu diesen letztern gehörte der eben erwähnte Friedenssaal.

Alle diese Prachtsäle und Gemächer waren ehemahls, und sind zum Theil noch jetzt mit den kostbarsten Gemählden, alterthümlichen Standbildern und andern Kunstwerken überaus reich verziert. Die besten dieser Meisterwerke haben indeß, in der letztverflossenen Zeit, theils nach Paris, entweder in das Museum oder in den Tuilerienpalast, theils nach Malmaison, dem bisherigen Hoflager des ersten Staatsberathers, und nunmehr auch nach St. Cloud auswandern müssen. Was von Gemählden noch hier ist, besteht in Stücken aus der Französischen Schule.

Zu den übrigen Sehenswürdigkeiten dieses großen Palastes gehört vornehmlich auch ein eigenes sogenanntes Museum, d. i. eine Sammlung von Natur- und Kunstseltenheiten, worunter man manches Merkwürdige findet, was Einem in ähnlichen Sammlungen noch nicht vorgekommen ist. Eins der Zimmer oder Säle, worin

diese Seltenheiten aufgestellt sind, zog meine Aufmerksamkeit ganz vorzüglich auf sich. Es enthält nämlich lauter Gegenstände, die zusammengenommen eine anschauliche Folgereihe der verschiedenen Arten von Gottheitsverehrung gewähren, die unter verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern Statt gefunden haben, sammt Allem, was Bezug darauf hat, von den einfachsten Fetischen *) und Götzenbildern der rohesten Horden, bis zu dem Kreuze der Kristen. Dieses Zimmer ist eine eben so lehrreiche, als demüthigende Geschichte der gröbsten Verirrungen des menschlichen Verstandes. Wenn Du, junger Freund, einst selbst hieher kommen solltest, so rathe ich Dir, dieses merkwürdige Zimmer nicht aus der Acht zu lassen. Der Anblick desselben kann zu wichtigen Betrachtungen führen, oder doch wenigstens den menschlichen Stolz ein wenig beugen. Sehr merkwürdig schien mir besonders der Umstand zu sein, daß man hier mitten in Frankreich (und noch dazu im königlichen Schlosse), wo man so gut, als in andern katholischen Ländern, ehemahls das Kreuz anbetete, und auch jetzt wieder anzubeten angefangen hat, es wagen konnte, dieses Kreuz unter den Fetischen und Götzenbildern der abgöttischen Völker aufzustellen!

So viel von dem Innern dieses Palastes. Jetzt folge mir in den dazu gehörigen Garten.

Hier siehst Du dieses erhabene Gebäude in seiner ganzen Größe, Majestät und Herrlichkeit; und hier erst fängst Du an, den Posaunenton, worin die Franzosen

---

*) So nennt man die kindischen Gegenstände der Verehrung einiger noch ganz ungebildeten Völker in Afrika, besonders in Guinea, z. B. Vögel, Affenköpfe u. s. w.

ehemahls von ihrem Königssitze Versailles sprachen, minder übertrieben zu finden. Man steht an dieser wahrhaft großen und herrlichen Antlitzseite um so viel betroffener da, weil man durch den vorhergegangenen Anblick der alten Vorderseite des Schlosses keineswegs darauf vorbereitet wurde. Es kommt Einem vor, als wäre man, indem man von jener alten Seite zu dieser neuen ging, aus einem der ältern Jahrhunderte plötzlich in das gegenwärtige neue versetzt worden. Diese Seite des Palastes hat eine Ausdehnung von mehr als 300 Klaftern, oder 1800 Fuß. Aber nicht bloß diese weite Ausdehnung, bei verhältnißmäßiger Höhe, und nicht bloß die schönen und reinen Verhältnisse, welche aus allen Theilen dieses mächtigen Gebäudes das Auge des Kenners wie des Unkenners so völlig befriedigend ansprechen und entzücken, sondern vornehmlich auch die herrliche Einfachheit und die weise Sparsamkeit, die man bei der Anwendung der Bauzierrathen beobachtet hat, reißt den Beschauer, besonders den ausländischen, der dem Französischen Geschmacke kaum etwas der Art zugetraut hätte, zur höchsten Bewunderung hin. Der schon genannte große Baukünstler Mansard ist der Urheber dieser Antlitzseite. Er hat sich ein größeres Denkmahl dadurch gestiftet, als man je dem größten Könige gesetzt hat.

Von der höhern Erdstufe oder Terrasse, auf welcher sich dieses prächtige Werk der Baukunst erhebt, sieht man in den niedrigern Garten hinab, den man eine Sammlung von Gärten und sogenannten Parks nennen könnte, weil er nicht bloß in seinen größern Theilen die verschiedenen Geschmacksarten in der Gartenkunst, die Französische und Englische, darstellt, sondern auch in seinen Unterabtheilungen eine solche Menge

und Mannichfaltigkeit von Anlagen und von Gartenverzierungen aller Art darbietet, daß man, um Jedes gehörig zu würdigen und zu genießen, Jedes als ein für sich bestehendes Ganzes ansehen und betrachten muß. Zwei Hauptabtheilungen mit den dazu gehörigen Lustschlössern ziehen die Aufmerksamkeit des Beschauers am stärksten auf sich, und fesseln sie am längsten. Dies sind die beiden Lustschlösser, das große und kleine Trianon genannt, sammt den dazu gehörigen Gartenanlagen. Jenes, welches ein offenes Viereck bildet, scheint ganz aus röthlichem Marmor zu bestehen, und entzückt mehr noch durch seine liebliche Bauart, als durch seine Pracht. Es steht so heiter und lachend da, daß man gleich auf den ersten Blick eine Wohnung des Vergnügens, ein Lustschloß, und zwar ein königliches, darin erkennt. Der dazu gehörige Garten ist schön und herrlich, ungeachtet er kein Englischer, sondern ein Französischer ist. Es würde mir leid thun, wenn man ihn einst umarbeiten, und nach Englischer Gartenkunst einrichten sollte. Denn theils hat die Natur ihn dazu nicht bestimmt, weil sein Boden platt und ohne Abwechselung von Hügeln und Vertiefungen ist; theils aber auch, weil der Abstich zwischen den regelmäßigen Anlagen der Französischen Gartenkunst und den natürlichern und einfachern der Englischen, und der Uebergang aus den einen in die andern den Genuß erhöht und der Uebersättigung vorbeugt *). Dies empfindet man, wenn man von dem größern Trianon sich nach dem kleinern begiebt, welches

---

*) Der Sänger der Gärten, De Lille, bemerkt, daß die Könige zur Pracht verdammt sind:
Les rois sont condamnés à la magnificence.

letzte von der unglücklichen Königinn Antoinette erbaut, und ganz im Englischen Geschmacke angelegt wurde.

Das Schloß oder Schlößchen — denn jede seiner Seiten mißt nur ungefähr 12 Klafter — verräth zwar keinen Prunk, aber den feinsten und niedlichsten Geschmack, wie es sich für ein Gebäude ziemte, wo eine große Königinn sich ihrer lästigen Größe und des damit verbundenen Zwanges von Zeit zu Zeit entladen, und in Gesellschaft einiger trauten Freunde und Freundinnen einfachern und menschlichern Vergnügungen nachgehen wollte, als diejenigen sind, welche der Hof gewährt. Alles hat daher hier das Gepräge der bescheidenen und natürlichen Einfachheit, der kleine Palast, wie der Garten mit allen seinen Anlagen und Verzierungen. Diese Anlagen sind, wie gesagt, alle im Englischen Geschmacke, und zwar ohne diejenigen Uebertreibungen und Ueberladungen auf der einen, und ohne jene kleinlichen und erzwungenen Nachahmungen auf der andern Seite, die man bei andern ähnlichen Gartenanlagen oft bis zur Lächerlichkeit und zum Ungeschmack vervielfältigt, und ohne Zweck und Wirkung in einander gepackt sieht.

Eins der schönsten Gebäude, die man hier erblickt, ist ein in umgebendes Gebüsch versteckter Tempel von so schöner Form und so meisterhaft beobachteten Verhältnissen, daß ich mich nicht erinnere, etwas eben so Vollendetes in dieser Art je gesehen zu haben. Man fühlt sich durch den plötzlichen Anblick desselben, an ei-

---

*) Auch deßwegen scheinen Gärten, im Französischen Geschmacke angelegt, sich zu königlichen am besten zu eignen.

nem Orte, wo man deßgleichen zu finden nicht erwarten konnte, auf die angenehmste Weise überrascht.

Hat man dieses schöne Werk der Baukunst genug bewundert, und schreitet dann auf den sich schlängelnden Wegen weiter fort, so erblickt man da, wo das Gebüsch sich zu einem freiern Platze öffnet, ein kleines niedliches Dörfchen, welches aus artigen Hütten besteht, die äußerlich nichts als bescheidene Wohnungen ärmlicher Landleute ankündigen, innerlich aber zu geschmackvollen kleinen Wohnungen eingerichtet sind. Diese Hütten wurden zuweilen wirklich von der Königinn und ihren vertrauten Freundinnen bewohnt. Jede von ihnen hatte ihr eigenes Häuschen. In einer kleinen Entfernung von diesen erblickt man den Thurm Marlboroughs, dessen Errichtung durch den Umstand veranlaßt wurde, daß das bekannte Wiegenlied:

Marlb'rough s'en va-t-en guerre,

von hier aus, wo es von der Amme des Kronprinzen gesungen wurde, sich durch ganz Europa verbreitete und zum Lieblingsgesange aller Volksklassen wurde. Da auch ein Teich oder kleiner See zu dieser Anlage gehört, so bildet das Ganze eine der niedlichsten kleinen Landschaften, die man sehen kann. Nur Schade, daß gerade hier, in dieser reizenden Gartenabtheilung, der Verfall schon am meisten Ueberhand genommen hat, weil diese Hütten, um die Täuschung nicht zu stören, nothwendig leicht gebaut werden mußten. Nach einigen Jahren wird Alles in Trümmern liegen. Bei einzelnen Theilen ist dies schon jetzt der Fall.

Alle übrige Theile dieser königlichen Prachtgärten, mit den sie schmückenden Kunstwerken aller Art — die vielen Wasserbecken (Bassins) mit ihren zahllosen Springbrunnen, die große Menge von Standbildern und an-

dern Werken der Bildhauerkunst, die durch den ganzen großen Garten verschwenderisch vertheilt sind, u. s. w. — muß ich, nicht bloß unbeschrieben, sondern sogar auch unbenannt lassen, weil die bloße namentliche Angabe aller dieser Gegenstände ein ganzes Heft anfüllen würde. Solltest Du aber in Versuchung gerathen, mein gar zu schönes Loos zu beneiden, alle diese Herrlichkeiten nach einem Zwischenraume von dreizehn Jahren, nun schon zum zweiten Mahle und zwar wiederholt, gesehen und genossen zu haben, so darf ich Dir doch zu Deinem Troste sagen, daß Du auf einem viel kürzern Wege, nämlich bei dem Dir so nahen Kassel, etwas viel Größeres und Herrlicheres (den Palast ausgenommen) für viel geringere Reisekosten sehen kannst. Zu Versailles nämlich hat die Natur nichts, die Kunst Alles gethan; zu Kassel hingegen hat eine sehr schöne und erhabene Natur sich mit der Kunst, unter der Leitung des guten Geschmacks, vereiniget, um ein so großes und herrliches Ganzes hervorzubringen, daß Versailles mit aller seiner erkünstelten Pracht sich davor verbergen muß. Was sind z. B. die hiesigen Wasserkünste, so viele Millionen sie auch immer gekostet haben, mit den prächtigen Wasserfällen und dem erhabenen Springbrunnen jenes Deutschen Versailles verglichen? Was Kinderspielzeug gegen ein erhabenes Kunstwerk ist. Was sind alle die schönen und niedlichen Gartenanlagen auf plattem Boden, welche man hier bewundert, sobald man sie in Gedanken mit denen bei Kassel zusammenhält, die ein Gebirge mit seinen vorspringenden Höhen und dazwischen liegenden Thälern überdecken? Was der kleine Schneckenberg unsers Gartens gegen das nahe Elmgebirge ist. Und nun vollends die Aussichten, die man auf jedem Standpunkte hier

und dort hat? O, diese sind gar keiner Vergleichung mit einander fähig; es müßte denn die eines niedlichen und kostbaren Guckkastens mit der schönen und erhabenen Natur sein. Hätte die Gegend von Kassel einen größern Strom, oder gar, und zwar nur von Einer Seite, die Aussicht auf das unermeßliche Meer, so würde sie zu den schönsten und erhabensten in der Welt gehören.

Das prachtvolle Versailles hingegen wird, wenn man fortfährt, es so zu vernachlässigen, als seit dem ersten Jahre der Staatsumwälzung geschehen ist, in kurzer Zeit wieder in den Zustand einer kahlen Einöde zurücksinken, aus der es durch ungeheuern Kostenaufwand emporgestiegen ist. Was die armen Bewohner dieser schönen Stadt, welche ehemahls großentheils von den Verschwendungen eines üppigen Hofes lebten, noch vor der Verzweiflung schützt, ist die nicht ganz unwahrscheinliche Hoffnung, daß Bonaparte, der das Große, wie in allen Dingen, so auch in seinen Wohnungen liebt, das zwar schöne und prächtige, aber doch zu beschränkte, St. Cloud bald zu klein finden, und dann, gleich seinen Vorgängern am Staatsruder, Versailles zu seinem Hoflager wählen werde. Ich habe gegen diese Wahrscheinlichkeit nur Einen Zweifel, den ich Dir mündlich mittheilen will.

An einem andern Tage habe ich eine Wallfahrt über St. Denis hinaus nach Montmorency gemacht. Eine freundschaftliche Familie, die einen Landsitz zu Groslait, nahe bei dem ebengenannten Stammhause der Prinzen gleiches Namens, besitzt, hatte mich eingeladen, einen der schönen Tage, die wir jetzt haben, auf dem Lande mit ihr zu verleben. Es geschah; und ich brachte meine Zeit sehr angenehm hin. Wir mach-

ten einen Lustgang auf die Anhöhe, von welcher das Schloß Montmorency eine weite, schöne und reiche Gegend bis über Paris hinaus beherrscht, wovon es ungefähr drei Deutsche Meilen weit entfernt liegt. Von da stiegen wir in ein reizendes Thal, zu der sogenannten Einsiedelei (Hermitage) hinab, welche Rousseau einst acht Jahre lang bewohnte, da die damahls große und mächtige Familie der Montmorency's ihn gegen seine Verfolger in Schutz genommen hatte. Diese Einsiedelei ist ein nettes kleines Landhaus, mit einem eben so niedlichen kleinen Fruchtgarten, welches mit andern zerstreut umherliegenden und zum Theil in Waldung versteckten Landhäusern einen Weiler (Hameau), d. i. ein Dörfchen, bildet. Du siehst, daß der Name Einsiedelei dieser kleinen Wohnung nur in uneigentlichem Sinne gebührt. Ich hatte das Vergnügen, hier den jetzigen Bewohner derselben, den eben so berühmten als braven Tondichter (Komponisten) Gretry kennen zu lernen, und sehr gütig von ihm aufgenommen zu werden. Die Freunde dieses Mannes schätzen den Menschen in ihm noch höher, als den ausgezeichneten Künstler. Sein einfaches, biederes Ansehen und Wesen flößten auch mir die größte Hochachtung gegen ihn ein. Geführt von seiner freundlichen und sehr gefälligen Gattinn, besah ich jedes kleine Zimmerchen, welches Rousseau einst bewohnte, sammt einigen Ueberbleibseln (Reliquien) von ihm, welche hier sorgfältig bewahrt werden. Dazu gehören ein sehr einfacher und unverzierter Schreibschrank, an welchem er auf der nämlichen Stelle, wo er jetzt steht, seinen Emil schrieb, zwei messingene Leuchter, deren er sich dabei bediente, sein Lehnstuhl, seine Bettstelle und ein kleines hölzernes Dintenfaß, welches er zu sich zu stecken pflegte, so

oft er kräutern (botanisiren) ging. Kalte Menschen mögen es immer Schwachheit nennen, wenn wir bei Dingen dieser Art bloß deßwegen eine sanfte Rührung empfinden, weil sie einst von ehrwürdigen Menschen gebraucht wurden; ich meines Theils bekenne mich zu dieser Schwachheit, und gestehe gern, daß ich, auf Rousseau's Lehnstuhl mich setzend, und an den unscheinbaren Schreibtisch mich lehnend, auf welchem ein für die Menschheit so wichtiges Werk geschrieben wurde, mich eines süßen Schauders nicht erwehren konnte. Was ich ehemahls zu Ermenonville, dem letzten Wohnorte Rousseau's, und nun auch hier, in dieser sogenannten Einsiedelei, beim Anblicke seines kleinen Nachlasses empfand, mag denn doch wol eben so viel werth sein, als das frostige Lächeln, womit jene uns bemitleiden. Nicht bloß die Vernunft, sondern auch die Einbildungskraft und das Empfindungsvermögen rühren ja von dem großen Vater her, der, allem Ansehen nach, sie uns nicht dazu gab, daß wir sie in uns ersticken sollten. Nicht bloß Licht, sondern auch Wärme gehört zum gedeihlichen Wachsthum, wie der Pflanzen, so der Menschenthümlichkeit.

Auch hier in diesem Walddörfchen fand ich, weil es gerade Sonntag war, die Landleute dieses und einiger benachbarten kleinen Ortschaften, untermischt mit vielen Parisern und Pariserinnen, zu ihrer Lieblingsbelustigung, dem Tanze, versammelt. Ihr Tanzsaal war ein grüner Rasenplatz, von alten Bäumen beschattet, am Fuße einer kleinen waldigen Anhöhe, welche mit fröhlichen Menschen ganz übersäet war. Denn indeß das junge Volk sich mit Tanzen belustigte, vereinigten sich die Alten und die Kinder zu kleinern oder größern Druffeln oder sogenannten Gruppen, wovon Einige sich

im Grünen gelagert hatten, Andere mit jugendlichen Spielen, z. B. Ballschlagen u. dergl., sich beschäftigten, und wiederum Andere lustwandelnd, mitunter auch hüpfend und tanzend, umherschwärmten. Ich muß es noch einmahl sagen, es ist ein unbeschreiblich anmuthiges Schauspiel, welches diese ländlichen Tanzfeste der Franzosen gewähren. Man müßte ein gewaltiger Murrkopf und an allen Empfindungswerkzeugen gänzlich abgestumpft sein, wenn man bei den Ausdrücken einer eben so kindlich-unschuldigen als herzlichen Freude nicht zur Mitfreude sich gestimmt fühlte. Selbst die hellen und fröhlichen Farben, worein das Landvolk sich hier durchgängig kleidet — weiß für das weibliche, roth und hellblau für das männliche Geschlecht — tragen nicht wenig dazu bei, das Bild der Fröhlichkeit zu vollenden', welches ein solches Tanzfest auf grünem Rasen und unter Bäumen gewährt. Weiß der liebe Himmel, warum die Landleute unserer Gegend darauf verfallen sind, gerade die traurigste aller Farben, das düstere Schwarz, zu ihrer Leib- und Festfarbe zu wählen! Zum Trauern haben sie doch wahrlich, jetzt wenigstens, keine Ursache! Aber es fehlt ihnen an jenem kindlich-frohen Sinne, welcher den Franzosen angeboren ist, und den ich Dir, in einem meiner vorigen Briefe schon, als den ersten, wesentlichsten und allgemeinsten Grundzug der Französischen Gemüths- und Sinnesart genannt habe.

Diese Kindlichkeit aber und dieser Frohsinn sind hier vornehmlich den untersten Ständen, also der großen Volksmasse eigen. Die Vornehmern, so wie die Stadtbewohner überhaupt, haben durch die gräuelhaften Auftritte, welche die Staatsumwälzung herbeiführte, unendlich viel davon verloren. Ueberhaupt muß ich sagen, daß die so oft gerühmte Französische Liebenswürdigkeit

jetzt nur noch — Ausnahmen abgerechnet — in den untern Ständen merklich ist. Das Französische Landvolk und die untern Klassen der Stadtbewohner vereinigen hier mit einem Zartgefühle für Ehre, Wohlanständigkeit und Rechtlichkeit (Honnêteté), wie man es in dieser Allgemeinheit sonst nirgends findet, ein so bescheidenes, gutmüthiges, gefälliges und kindlich-frohsinniges Wesen, daß der Beobachter alle Augenblicke zur Bewunderung dadurch hingerissen wird; indeß die höhern Klassen, besonders die Angestellten und Vielvermögenden in ihnen, jetzt so viele übermüthige, unbescheidene, herrische und grobe Menschen unter sich zählen, als man, so weit meine eigene Beobachtung reicht, in keinem andern Lande findet. Sonst überall sind seit dreizehn Jahren die Vornehmern und Großen, wo nicht innerlich und in der That, doch dem äußern Ansehen und Bezeigen nach, im Ganzen genommen, freundlicher, bescheidener, billiger und menschlicher geworden, als sie ehemahls waren; hier bemerkt man gerade das Gegentheil. Man könnte glauben, dies rühre bloß daher, daß viele der jetzigen Großen, Reichen und Mächtigen in Frankreich aus Emporkömmlingen bestehen, die das Glück, welches sie gemacht haben, nicht ertragen konnten, sondern übermüthig wurden. Dies ist zum Theil auch wol der Fall *), aber

*) Mein ehrlicher Lohnbediente hat mir mehr als Ein prächtiges Herrnhaus (Hôtel) mit den Worten gezeigt: Der jetzige Herr dieses Hauses war einst mein Kamerad, Bedienter, wie ich. Jetzt ist er ein großer und reicher Herr, vor dem ich, noch immer ein armer Teufel, mich bücken muß. Das macht, er war klüger als ich, und wußte nichts von dem unbequemen Dinge unter dem Brustlatze, Gewissen genannt, womit ich mich noch immer herumschleppen muß.

sicher ist auch eine, sich überall bestätigende Eigenthümlichkeit der Französischen Gemüthsart, vermöge welcher sie die Unabhängigkeit, den Wohlstand, besonders aber das Herrenwesen und die Befehlshaberschaft über Andere nicht ertragen können, dabei mit im Spiele. Denn bezeigten die ehemahligen, wenn gleich feineren und gebildeteren Machthaber Frankreichs sich nicht gerade eben so übermüthig, hart und grob gegen ihre Untergeordneten, als die jetzigen? War dieser Uebermuth nicht sogar durch die ehemahlige Verfassung gesetzlich geworden? Hieß es nicht z. B. in einer Sammlung der Gesetze und herkömmlichen Gebräuche von Bretagne: der geringe Mensch (und darunter verstand man den bürgerlichen) bezahlt mit seiner Haut, z. B. mit Stockschlägen, der Edelmann mit seinem Beutel? *) Werden wir, so lange es noch Geschichte giebt, den merkwürdigen Vorgang vergessen, der sich auf dem Landtage 1614 ereignete? Bei dieser Versammlung der Stände hatte einer der Stellvertreter des Bürgerstandes (tiers-état) die unglaubliche Unverschämtheit, die übrigen beiden Stände, den Adel und die Geistlichkeit, demüthig zu bitten: »behandelt uns als eure jüngeren Brüder, und wir werden euch ehren und lieben!« Diese verwegene Bitte erregte, wie billig, den höchsten Zorn des Adels und der Geistlichkeit. »Ich schäme mich«, sagte der Vorsitzer des Adelstandes, ein Freiherr von Senecey, in einer Anrede an den König, »ich schäme mich, Sire, Ihnen die Ausdrücke anzugeben, wodurch man uns von neuen beleidiget hat. Man vergleicht Ihren Staat mit einer Familie, die aus

---

*) Vil homme paye de son corps, de coups de bâton p. e., noble homme de sa bourse.

drei Brüdern besteht. Der geistliche Stand soll der älteste, der unsrige der zweite Bruder sein; sie selbst (die Bürgerlichen) nennen sich den jüngsten. In welche jämmerliche Lage sind wir versunken, wenn diese Worte etwas Wahres enthalten sollten! Was hätten alle von uns dem Staate geleistete Dienste, was alle die Ehrenstellen und Würden, welche seit undenklichen Zeiten erblich bei uns geworden sind, gefruchtet, wenn wir uns zu der Schmach erniedriget sehen sollten, mit dem Pöbel (le vulgaire, d. i. den Bürgerlichen) in einer der engsten Verbindungen, in der Brüderschaft, zu stehen?«

Und was bedarf es eines weitern Zeugnisses, zum Beweise des starken Hanges der Franzosen zum Uebermuthe, so lange es ihnen wohl geht, und so lange sie den Herrn spielen zu können glauben? Haben wir es in den letztverflossenen dreizehn Jahren, in dem Beispiele der Ausgewanderten, nicht mit unsern Augen gesehen, mit unsern Händen begriffen? Wer kann übermüthiger, trotziger, wegwerfender und in jedem Betracht unverschämter sein, als die vornehmen Französischen Auswanderer in den ersten Zeiten der Staatsumwälzung sich zu Koblenz und in andern Grenzstädten zeigten, und so lange blieben, als sie noch Geld und noch Hoffnung hatten, ihre Güter, ihr Ansehen und ihre ehemahlige Macht wiederzuerhalten? Aber wer kann auch die Bescheidenheit, die Artigkeit, die Sanftheit und das gefällige Wesen weiter treiben, als eben diese Weilande (Ci-devants) fast ohne Ausnahme sie trieben, sobald ihr Beutel leer, und ihre hochfliegende Hoffnung dahin war? In ganz Deutschland, und in andern Ländern, wohin diese unglücklichen Verbannten sich flüchteten, ist nur Eine Stimme darüber. Laß uns die Lehre daraus ziehen daß der unglückliche, arme, oder doch wenigstens abhängige Fran-

zose ein sehr liebenswürdiges Geschöpf ist, dem man sich, in der Regel, ohne Bedenken anvertrauen kann, und mit dem es sich sehr angenehm und sicher leben läßt; daß aber die Meisten dieses Volks durch Reichthum, Macht und Hoheit dergestalt verderbt zu werden pflegen, daß Jedem, der nicht Lust hat, sich von ihnen zertreten zu lassen, nicht genug zu rathen ist, sich so fern und unabhängig als möglich von ihnen zu halten. Sie beweisen auch dadurch, daß sie Kinder von Gemüthsart sind, und als Kinder behandelt sein wollen. Denn auch diese müssen in Abhängigkeit und Zucht erhalten werden, wenn sie nicht hintenausschlagen, übermüthig und unartig werden sollen *). Das scheinen die ehemahligen Gesetzgeber und Machthaber dieses Volks recht gut gewußt zu haben. Den jetzigen dürfte es auch nicht entgangen sein. —

Ich kann mich nicht enthalten, hier noch einer Bemerkung über diese Kindlichkeit der Französischen Sinnesart zu erwähnen. Kinder lieben in der Regel die Thiere beinahe mehr, als die Menschen. Den Franzosen geht es eben so. Frankreich ist das Paradies der Hausthiere. Es giebt hier wenige Menschen, die nicht irgend eins, einen Hund, eine Katze, einen Vogel, ein Pferd u. s. w. zu ihrem Lieblinge gemacht hätten. Nie habe ich, z. B., in Verhältniß mit der Größe und Bevölkerung eines Orts, so viele Hunde, als in Paris, gesehen **). Auf allen Straßen, auf al-

---

*) Die Französischen Kriegsbeamten scheinen eine Ausnahme zu machen, und das Befehlen besser als andere Franzosen ertragen zu können.

**) Die Engländer sind zwar auch hundefreundlich; allein ich erinnere mich kaum, Einen Hund auf den Straßen von

len öffentlichen Wandelplätzen, in den Schauspielhäusern, ja selbst in den Kirchen, sieht man sie in Gesellschaft ihrer Herren oder Herrinnen, weil diese sich nicht von ihnen zu trennen vermögen. Die Frauenzimmer pflegen ihre Schooßhündchen oder Schooßhunde — denn oft sind sie nichts weniger als klein — an einem langen seidenen Bande zu führen. Mehrmahls habe ich gesehen, daß sie damit zur Kirche gingen. Ich ging ihnen nach; und da war es denn sehr erbaulich zu sehen, wie schön diese frommen Seelen ihre heißen Gefühle zwischen dem lieben Gotte und ihrem vierfüßigen Lieblinge zu theilen wußten. Auf den Knien liegend schienen sie bald in Empfindungen der Andacht aufgelös't zu sein, bald wieder ganz und gar zu vergessen, daß sie in der Kirche, und nicht auf ihrem Lotterbette zu Hause waren. Erst sah ich sie, beim Abmurmeln eines Gebets, sich mit der Zerknirschung des Zöllners an die Brust schlagen, sich mit Kreuzen bezeichnen, und die Blicke so fest und scharf gen Himmel erheben, als wenn sie die Kirchendecke damit durchbohren wollten; und dann, nach Vollendung des Stoßgebets, alsobald ihren Schooßhund an sich ziehen, um sich zur Abwechselung mit ihm zu unterhalten und ihm auf das zärtlichste zu liebkosen. Dann wieder ein andächtiges Gebet, und nach dessen Endigung wieder eine lebhafte Hundeunterhaltung. So ging es abwechselnd fort, bis die Zeit des Gottes dienstes (hier ist, glaube ich, das Wort Dienst an seiner rechten Stelle) verflossen war.

In England scheint die Liebhaberei der Weiber mehr auf die Katzen gefallen zu sein. Wenigstens habe ich

---

London gesehen zu haben. Hier sind, trotz der noch fortdauernden Brottheurung, alle Straßen und Gassen damit belebt.

dort erlebt, was mir in Frankreich nicht vorgekommen ist, daß eine feine junge Frau von Erziehung ihr Lieblingskätzchen mit zur Postkutsche brachte, um auf einer Reise von ungefähr 12 Deutschen Meilen die ihr zum Bedürfniß gewordene Gesellschaft dieses Thieres nicht entbehren zu müssen. In Frankreich hingegen trifft man auf allen öffentlichen Fuhrwerken Hunde an. Diese fallen zwar den Mitreisenden nicht selten sehr zur Last; aber nie habe ich gehört, daß die Besitzer oder Besitzerinnen dieser beschwerlichen Gäste der Gesellschaft auch nur ein Wort der Entschuldigung darüber gesagt hätten, oder daß einer der Mitreisenden ungeduldig darüber geworden wäre. Es scheint ein stillschweigender Vertrag Statt zu finden, vermöge dessen Jeder berechtiget ist, seinen Hund, auch zur Beschwerde Anderer, mit sich zu führen; weil Jeder fühlt, daß man ohne die Gesellschaft eines solchen zottigen Freundes, wenn man ihn hat, nicht recht vergnügt sein kann. Hanc veniam damus petimusque vicissim *).

Warum ich Dir, Eduard, diese an sich sehr unbedeutende Beobachtung hieher gesetzt habe? Um Gelegenheit zu erhalten, auch noch die folgende beizufügen, die etwas Lehrreiches hat. Nirgends, so viel ich weiß, sind die Hausthiere, besonders die Hunde, bescheidener und gutmüthiger, als hier. Noch soll ich in Paris das erste Mahl einen Hund irgend einen Vorübergehenden anbellen hören, ungeachtet es dieser Thiere hier so viele giebt. Still und bescheiden stehen sie entweder an der Thür ihrer Herren, und betrachten das Weltgetümmel, oder gehen auch wol selbst, aber immer ruhig und sinnig, umher, und weichen jedem, der ihnen begegnet, von freien Stücken aus, ohne erst, gleich den ungesitteten

*) Diese Erlaubniß geben und fodern wir gegenseitig.

Burschen auf unsern Hochschulen, Händel mit ihm darüber anzufangen. Sollte dies nicht beweisen, daß auch die thierische Natur einer Art von Sittlichkeit fähig ist, und daß sie durch eine gütige und thierfreundliche Behandlung sich, so gut als die menschliche durch eine menschenfreundliche, veredeln läßt? Ich ärgere mich immer, so oft ich in ein norddeutsches Dorf komme, mich alsobald von einer ganzen Hetze räudiger Köter ohne Zweck und Absicht auf der Straße angefallen, oft auch, ohne alle Erwiederung ihres tölpischen Ingrimms, bis ins Feld hinaus verfolgt zu sehen. Woher der Unterschied zwischen Französischen Hunden und diesen? Vermuthlich daher, weil jene mit Güte und Freundschaft, diese mit Härte und Rohheit von ihren Eigenthümern behandelt zu werden pflegen. Wie die Behandlung, so der Hund. Schließe hieraus, mein Lieber, wie sehr eine sanfte, gütige und menschliche Behandlungsart nicht erst auf Menschen wirken muß, da sie sogar bei Hunden eine so auffallende Veredelung hervorbringen kann!

Und nicht bei Hunden allein; sogar bei — Eseln! Lache nur nicht, sondern laß Dir erzählen, was ich gestern mit eigenen Augen gesehen habe.

An den Eckstein eines Hauses zwischen zwei sich durchschneidenden Straßen gelehnt, stand ausruhend ein braungelbes*) Mütterchen, welches Gartengewächs zur

*) Wie die Landweiber in dem nördlichen Frankreich, häufig auch ihre Männer, fast ohne Ausnahme alle sind. Man glaubt, wenn man hier des Morgens über einen Krautmarkt geht, und seine Blicke auf die Gesichter und Hände der Landleute wirft, zu Kalekuta oder Madras zu sein; so schwarzgelb ist die Haut dieser Leute! Nie habe ich etwas Aehnliches unter gleicher Polhöhe gesehen; denn selbst die schmutzfarbigen Weiber, die man in den Hessischen Dörfern sieht, können gegen diese beinahe für weiß gelten.

Stadt gebracht hatte; vor ihr ihr kleiner Esel. Die Alte streichelte mütterlich-liebreich und mit Blicken voll Zärtlichkeit den Hals des Thieres; und der Esel? — ich stehe dir für die Wahrheit der Bemerkung! — der Esel, gerührt durch ihre Liebkosungen, hob sein langohriges Haupt zu ihr empor und — leckte ihr den Mund! Ja, Eduard, ich habe es, denn ich ging dicht daneben vorbei, mit diesen meinen beiden Augen klar und deutlich gesehen, der Esel küßte seine Wohlthäterinn; denn was sollte sein Lecken anders sein, als ein dankbarer Kuß, ein Ausdruck seiner Liebe und Erkenntlichkeit, so gut er ihn zu geben vermochte? Welche Thierart bleibt uns nun noch übrig, zu der wir den undankbaren, gegen Wohlwollen und Liebe unempfindlichen Menschen rechnen können, da sogar Hunde und Esel über ihm stehen, und mehr Adel des Gemüths, mehr Sittlichkeit zeigen, als er?

Ich erwähnte oben meines Lohnbedienten; laß mich auch über diesen noch ein paar Worte beifügen, weil er es verdient, und weil auch er ein Beispiel mehr zur Bestätigung Dessen abgeben kann, was ich so eben von den hiesigen Thieren, und weiter oben von den untern Klassen der Franzosen und von ihrer großen Vorzüglichkeit in mancher sittlichen Hinsicht gerühmt habe. Er heißt Mailly, und ist ein armer Schlucker, aber eine treue Seele. Weil

---

Woher diese auffallende Dunkelheit? Die stärkere Sonnenhitze kann doch nicht Schuld daran sein; denn es giebt ja südlichere Länder, z. B. Oberelsaß und Baden, wo die Leute lange nicht so dunkelfarbig sind. Woher also? Wahrscheinlich bloß von der den Franzosen eigenen Unsauberkeit. Die Leute waschen sich vielleicht nie, oder selten, und der Staub setzt sich fest in ihrer Haut.

ich vom Anfange unserer Verbindung an ihm Güte und Vertrauen bewies, so hat der redliche Mensch eine solche Anhänglichkeit an meine Person gewonnen, daß unsere nahe Trennung schwerlich ohne Thränen, und zwar von beiden Seiten, vor sich gehen wird. Er hat mich oft dringend gebeten, ihn mit nach Deutschland zu nehmen, weil er den Gedanken, sich von mir trennen zu müssen, nicht ertragen könne; und dieser Wunsch würde sicher auch der meinige sein, wenn er nicht unglücklicher Weise verheirathet wäre. Aber könnt ihr denn, hat er mir schon einige Mahl auf diesen Einwurf geantwortet, meine gute alte, dicke Frau in Deutschland zu gar nichts gebrauchen? Sie kann ja waschen und nähen, und versteht die Wirthschaft, so gut als Eine; denn oft haben wir keinen Stüber, und sie weiß es doch zu machen, daß wir satt werden. Um mich durch ihren persönlichen Anblick zu bewegen, führte er sie mir neulich zu, und stellte sie mir mit den Worten vor: seht da Madam Mailly! Mad. Mailly war wirklich so rund und häßlich, aber auch so gutartig, als er von ihr gerühmt hatte. Er erzählte mir die Geschichte seiner Verheirathung mit ihr, die so kurz war, daß man sie auf einen Pfeifenzünder schreiben könnte. Sie hatten sich in ihrer Jugend gekannt, waren Nachbars Kinder gewesen, hatten sich aber nachher einander aus dem Auge verloren. Einst traf er sie, nach zwanzig Jahren, in einer sogenannten Guinguette*), aber ohne sie wiederzuerkennen; sie hingegen erkannte ihn auf den ersten Blick, fiel ihm in die Arme, und rief: Ach! mein armer Mailly! Sehe ich dich endlich wieder? Und er: Bei meiner armen Seele, Mamsell, ich will des Teufels

*) Einem Gasthofe für die untern Volksklassen.

sein, wenn ich weiß, wen ich die Ehre habe zu umarmen! Dann sie: Wie? kennst du deine Margot nicht mehr, die du vor zwanzig Jahren einmahl heirathen wolltest? Jetzt erkannte er sie, und schätzte sich, trotz dem artigsten jungen Herrn, unendlich glücklich, sie wiederzusehn. Ihre nächste Frage war nun: Bist du verheirathet, Mailly? — Nein, Gott sei Dank! — Ich auch nicht. Und was hindert uns denn jetzt zu thun, was wir vor zwanzig Jahren thun wollten? — Wenn Sie meinen, Mamsell? — Mamsell Margot meinte, allerdings! und so gingen sie stehendes Fußes nach dem Stadthause, machten ihre Erklärung, ließen ihre Namen in das Buch der Verehelichten eintragen, und waren Mann und Weib. Daß der ehrliche Kerl seiner alten feisten Margot noch immer treu und hold ist, das zeigt er mir alle Tage. Denn da man mir bei jeder Mahlzeit gewöhnlich zweimahl so viel Speisen aufträgt, als ein so unvermögender Esser, wie ich, verzehren kann, so fällt meistentheils die größere Hälfte davon ihm zu. So gesegnet nun aber auch seine eigene Eßlust ist, so begnügt er sich doch immer damit, nur einen Theil davon zu verzehren, und trägt das Uebrige, gewöhnlich das Ausgesuchteste und Feinste, seiner dicken Margot zu; ungeachtet diese eine gute halbe Stunde von uns entfernt im fünften oder sechsten Stockwerke unterm Dache wohnt.

Dieser redliche Mensch beweiset mir täglich aufs neue, was ich in meinem Leben schon so oft erfahren habe, wie gut es ist, in allen Ständen Freunde zu haben; besonders aber auch, wie sehr die gute und freundliche Behandlung, welche wir unsern Dienstboten widerfahren lassen, sich selbst zu belohnen pflegt. So oft ich ihn ausschicke, um irgend etwas zu bestellen, so fängt er bei den Leuten, zu welchen seine Sendung geht —

er mag sie kennen oder nicht — jedesmahl damit an, mir erst eine derbe Lobrede zu halten. So oft ich nachher selbst zu diesen Leuten komme, finde ich die Gemüther schon zu meinem Vortheile gestimmt, und nach entstandener näheren Bekanntschaft erfahre ich fast immer, daß mein Freund Mailly es ist, dem ich das zu verdanken habe. Wo er nur mit Jemand spricht, es sei ein Herr oder ein Bedienter, eine Frau oder eine Magd, da kann ich sicher darauf rechnen, daß auch von mir die Rede dabei sei. Sein Herz ist so voll, daß er meine angeblichen guten Eigenschaften den Leuten aufdringt, sie mögen sie hören wollen, oder nicht. Ich habe hievon viele, oft recht rührende Beispiele erhalten. Du trauest mir zu, mein guter Eduard, daß ich das Glück, diesem braven Menschen in so hohem Grade zu gefallen, mehr seiner Gutmüthigkeit, als meinem Verdienste beimesse, und wirst es mir daher nicht zur Eitelkeit anrechnen, wenn ich Dir einen Vorfall erzähle, den die Bescheidenheit vielleicht zu unterdrücken geböte. Aber da er zugleich zu einem Beispiele dienen kann, welche Erscheinungen Einem hier zuweilen, besonders in Ansehung der Ausbildung mancher Personen aus den untersten Volksklassen, vorkommen, so setze ich ihn her. Hohn Dem, der Arges dabei denkt!

Ich war zu dem Vorsteher der Taubstummenanstalt, dem berühmten Sicard gefahren; und dieser hatte die Artigkeit gehabt, mir alle seine Werke, ein angenehmes Geschenk für mich, in den Wagen legen zu lassen. Von da wollte ich zu dem großen Himmelsforscher, Hrn. Lalande, dessen Bekanntschaft ich schon vor dreizehn Jahren gemacht hatte. Da ich vermuthen konnte, daß ich ihn nicht in seiner Wohnung, sondern auf der Sternwarte treffen würde, so ließ ich den Kutscher da-

hinlenken. Als ich ausgestiegen war, rief ich meinem Mailly zu: er möge nur sitzen bleiben (denn es versteht sich ja wol von selbst, daß er nie hintenauf steht, sondern immer neben mir sitzt), um zu verhüten, daß mir die Bücher nicht gestohlen würden. Dies hörte einer von fünf oder sechs Maurergesellen, welche an dem Gebäude der Sternwarte etwas auszubessern hatten, und neben mir dastanden. Kaum hatte ich zwei Schritte gegen den Eingang gemacht, als dieser zum Wagen mit der Frage sprang: was für Bücher habt ihr denn da? — O, antwortete Mailly, es sind Sicard's Werke, die er meinem Herrn geschenkt hat. — Sicard's Werke? fuhr Jener fort; ist denn seine neue Sprachlehre auch dabei? Diese Frage, von einem Maurergesellen gethan, reizte meine Neugier. Ich kehrte mich um, und sagte: Ja, sie ist dabei. Kennt ihr diese Sprachlehre? Er antwortete: Nein! aber ich möchte sie wol sehen, weil ich nicht begreife, warum der Mann für nöthig gefunden hat, sie zu schreiben, da wir schon so gute Sprachlehren haben. — Nun, sagte ich, er hat sich vermuthlich zugetraut, Manches noch besser entwickeln, Manches noch deutlicher und faßlicher vortragen zu können, als es bisher geschehen war. — Aber mein Gott! rief er hierauf mit Wärme aus, wie kann man deutlicher und faßlicher schreiben, als Restaut es in seiner Sprachlehre gethan hat! — In diesem Augenblicke rollten zwei Wagen vor. Es war die Herzoginn von Holstein-Beck mit ihrem Gefolge, welche die Sternwarte besehen wollte. Ich wurde dadurch von meinem gelehrten Maurergesellen getrennt, und kam, zu meinem Bedauern, in das Gefolge der Herzoginn gezogen, um das Vergnügen, das angefangene Gespräch mit ihm fortzusetzen.

Als ich nach einer kleinen Stunde aus der Sternwarte zurückkehrte, fand ich meinen Mailly in lebhafter Unterredung mit einem andern Bedienten. Dieser grüßte mich mit so vieler Theilnahme, und folgte mir so aufmerksam mit seinen Blicken, daß ich wol vermuthen konnte, Mailly habe, seiner Gewohnheit gemäß, auch mit ihm von mir geschwatzt. Mailly drückte ihm mit Innigkeit die Hand, und sprang zu mir in den Wagen. Als wir abgefahren waren, fragte ich ihn: ob jener Bediente vielleicht einer seiner Freunde sei? Seine Antwort lautete: Er war es nicht, denn ich hatte ihn noch nie gesehen; aber er ist's. Ich fragte weiter: Macht ihr Leute hier zu Lande denn eure Freundschaften so schnell? — Das gerade nicht, erwiederte er; aber er sprach von euch, er kennt euch; das brachte mich bald mit ihm aufs Reine. — Wie so? sagte ich; ist er vielleicht ein Deutscher? — Nicht mehr als ich; auch hat er euch nie gesehn. — Desto sonderbarer! Wie kann er mich denn kennen? — Er sagt, ihr hättet ihm den Kopf umgedrehet (tourné la tête), in allem Guten, versteht sich. — Wie das? Das Kopfumdrehen ist doch sonst meine Sache nicht. — Er gestand mir, er sei ehemahls ein lockerer Bursche, ein Taugenichts, wie Jedermann (comme tout le monde) gewesen: da sei ihm aber in Deutschland, wohin er die Herzoginn begleitet habe, ein gewisses Buch, welches ihr geschrieben haben sollt, und das man ins Französische übersetzt hat *), in die Hände gefallen; das habe ihm die Augen geöffnet, und von Stunde an sei er ein so rechtlicher Bursche

*) Aus einigen nachherigen Aeußerungen ergab sich, daß die Rede vom Theophron gewesen war.

(un si honnête garçon) als Einer geworden, und hoffe, so Gott wolle, es nun auch Zeitlebens zu bleiben.

Du kannst denken, daß mir dieses Lob, aus dem Munde eines Bedienten zu einem Bedienten gesprochen, hundertmahl mehr Vergnügen machte, als eine lobpreisende Beurtheilung meiner schriftstellerischen Siebensachen in irgend einem gelehrten Tagebuche mir jemahls verursachen würde.

Aber eben dieser gute, schlichte und bescheidene Mailly, mit dessen Lobe ich Dich so lange unterhalten habe, will, wenn er sein und bleiben soll, was er ist, mit großer Zartheit und mit Vertrauen behandelt sein. Er hat, wie der feinste Weltmann, oder vielmehr wie jeder Franzose, ein so zartes Ehrgefühl, daß die geringste Aeußerung von Mißtrauen oder der geringste Verweis ihn außer sich setzen würde. Ich habe dies nur ein einziges Mahl erfahren, da er etwas nicht recht bestellt hatte, und ich ihn bloß fragte: wie er mich so habe mißverstehen können? Diese Frage, ohne Bitterkeit ausgesprochen, pumpte alles Blut seiner Adern ihm ins Gesicht, und es kostete Zeit und Mühe, ihn wieder in seine ruhige Gemüthslage zurückzuführen. So sind die Franzosen durch die Bank; und das ist wahrlich keine der unbedeutendsten unter ihren guten Eigenheiten. Befriedige und reize ihr Ehrgefühl, und Du kannst sie durch Feuer und Wasser jagen; stoße dagegen an, und wer vorher ein Lamm war, den wirst Du plötzlich in einen Wolf oder Tiger verwandelt sehen.

Genug von ihm.

Ich will diesen Riesenbrief, und damit zugleich meinen ganzen Briefwechsel aus Paris, mit einer Frage schließen, die man jetzt überall, im Auslande laut, hier aber freilich nur zischelnd aufwirft, und die auch Du

vielleicht an mich ergehen zu lassen bereit sein magst; mit der Frage: was nun eigentlich durch die Französische Staatsumwälzung, die so viel Blut gekostet hat, für die Welt und für Frankreich gewonnen sein möge? Nach Allem, was ich darüber beobachten konnte, muß ich antworten: für die Welt nun freilich — einige nützliche Winke zum Frommen der Großen, und eine Handvoll heilsamer Erfahrungen zum Besten der Kleinen, ausgenommen — bis dahin eben noch nicht viel, aber doch immer etwas; für Frankreich hingegen, — merke wohl, ich sage für Frankreich, für den Staat Frankreich, nicht für jedes Einzelwesen in demselben — mehr, als der übrigen Welt, wenigstens der Europäischen, lieb sein kann; unendlich viel mehr, als selbst die scharfsinnigsten unter unsern staatsklugen Köpfen sich vor zehn, ja vor fünf Jahren noch, auch nur im Traume einfallen ließen, weil sie vergaßen, die Geschichte der frühern Umwälzungen, besonders derjenigen zu Rathe zu ziehen, die sich einst in den Niederlanden und in England, und in neuern Zeiten in Nordamerika ereigneten. Alle diese gewaltsamen Staatsveränderungen hatten zur unmittelbaren Folge, daß der Geist und die Vollkraft (Energie) dieser Völker furchtbar aufgeregt wurden; zur mittelbaren, daß sie stark und mächtig bis zum schreckhaften Uebergewichte über alle andere Völker, die es vor ihnen gewesen waren, aus dem Zustande der Auflösung und einer allgemeinen Verwirrung, wie die Welt aus dem gährenden Urgemische, hervortraten. Dies ist denn auch jetzt in Frankreich der Fall; und das kommt mir sehr begreiflich vor. Unbegreiflich aber ist es, daß die besagten staatsklugen Herren, den warnenden Spiegel der Geschichte vor sich habend, dennoch nichts davon zu ahnen vermochten, und, statt den gefährlichen Aufschwung

der Französischen Volkskraft, wie die Vernunft rieth, durch eine allgemeine Weltstille und Untheilnahme rings umher zu beschwichtigen, ihn lieber durch unberufenen Widerstand befördern, verstärken und immer furchtbarer machen wollten. Es ist kein Wunder, sondern bloß natürlich, wenn ein Volk in diesem Zustande der höchsten Spannung aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte, andere Völker, selbst die bravesten, krieggeübtesten und mächtigsten, von den größten Heerführern angeführt, überwindet. Es ist kein Wunder, sondern gleichfalls bloß natürlich, daß ein solches Volk, dem zwölf Jahre hindurch die höchsten Anstrengungen zur Gewohnheit, die Bekämpfung aller Schwierigkeiten und Hindernisse zum Spiel und Scherz, die Verachtung aller Mühseligkeiten und Gefahren zur andern Natur, und der höchste Grad von Thätigkeit zum dringenden Bedürfnisse geworden waren, nicht in dem Augenblicke, da der äußere Widerstand aufhört, auf einmahl wieder in Schlaffheit und Unthätigkeit versinken kann; sondern nun, da es keine Kriegsgefahren mehr zu bestehen, keine Ströme mehr zu durchschwimmen, keine Festen mehr zu erstürmen und keine Schlachten mehr zu gewinnen giebt, mit seiner ganzen, noch immer regen und erhitzten Vollkraft sich in andere Fächer der menschlichen Thätigkeit stürzt, und sich dem Anbaue seines Landes, der Belebung des Kunstfleißes, der Ausbreitung und immer tiefern Ergründung der Wissenschaften, und der emsigen Verfolgung der krummen Pfade der Staatsklugheit mit eben dem Feuereifer überläßt, womit es vorher Schlachten lieferte. Wundert euch daher nicht, meine erstaunten Europäischen Landsleute, daß Frankreich schon jetzt, nachdem es eben erst seine blutgefärbten Waffen in dem Siegestempel aufgestellt, und des völligen Friedens noch

kein Jahr lang genossen hat, so frisch, so angebaut, so erfindungsreich, und zugleich so stark, so übermächtig und drohend dasteht, daß ganz Europa beim Anblicke dieses riesenmäßigen Staatskörpers zittern muß. Wundert euch vielmehr, wenns einmahl gewundert sein soll, daß eure großen und weisen Führer, von kurzsichtigen und leidenschaftlichen Rathgebern verleitet, den nie wieder gut zu machenden Fehler begehen konnten, zur Ausbildung dieses Riesenkörpers, durch unzeitige Einmischung in seine innere Gährung, behülflich zu sein, indem sie die sich selbst zerstörenden Kräfte desselben auf sich leiteten, und diesen dadurch Eintracht und Uebereinstimmung zu gemeinschaftlichen Zwecken verliehen.

Was würde aus Frankreich, hätte man es seiner Parteiwut überlassen gehabt, geworden sein? Was könnte Deutschland, hätte es nichts thun, hätte es sich bloß mit Zuschauen begnügen, und nicht erobern wollen, jetzt sein? Und wie stehen nunmehr Beide da? Wie übermächtig und gebieterisch das Eine! Wie schwach, verstümmelt und gedemüthiget das Andere! O mein Vaterland! —

Etwas scheint indeß, weil doch jedes Uebel auch irgend eine gute Folge zu haben pflegt, selbst für uns Deutsche dadurch gewonnen zu sein. Dadurch, daß Bonaparte die größte Deutsche Macht weit vom Rheinstrome weg in ihre Erbländer zurückgedrängt, und die kleinern Staaten — Baiern, Wirtemberg und Baden — zu bedeutenden Zwischenmächten erhoben hat, die sich, ihrer Sicherheit wegen, immer an Frankreich werden anschließen müssen, scheint die Gefahr, in neue Reichskriege gegen Frankreich verwickelt zu werden, für uns verschwunden zu sein. Will oder muß jene große Macht jemahls wieder Kriege gegen Frankreich

führen, so wird es in Italien und ganz auf eigene Rechnung geschehen müssen, weil kein anderer Deutscher Staat (es müßte denn noch einmahl eine allgemeine Verblendung oder vielmehr Erblindung Statt finden) Antheil daran nehmen, oder der kriegführenden Macht vergönnen wird, Heere durch seine Länder nach den Ufern des Rheins zu schicken. Wer die Geschichte unserer Reichskriege kennt, und folglich weiß, was Deutschland an Ehre und Besitzungen dabei einzubüßen pflegte, der muß diese glückliche Folge, welche die Französische Staatsumänderung wahrscheinlich für uns haben wird, sehr bedeutend finden.

Aber nun Frankreichs Einwohner selbst und alle die Einzelwesen, welche zusammengenommen den Französischen Staat ausmachen, was haben denn die dadurch gewonnen? Freilich nicht Das, was sie vor 13 Jahren schon bei allen vier Zipfeln gefaßt zu haben wähnten; nicht diejenige Freiheit, von der sie sich zwar manches — Vernünftige und Unvernünftige — träumen ließen, die aber zu erwerben und zu behaupten es ihnen dermahlen noch an Vernunftreife und an Tugend fehlte; — aber doch immer etwas jenem Traumbilde sich Näherndes, welches einst, bei größerer Reife und unter glücklichern Umständen, in wahre und volle Freiheit noch immer umgebildet werden kann. Bis dahin müssen sie sich mit dem Anschauen der schönen goldenen Buchstaben: Liberté, Egalité (Freiheit und Gleichheit), welche ihre öffentlichen Gebäude jetzt noch zieren, begnügen, und sich des höhern Genusses würdig zu machen suchen, den der wohlverstandene Inhalt dieser Buchstaben ihnen für eine bessere Zukunft verheißt. Was sie, in Vergleichung mit ihrem ehemahligen Zustande, für jetzt schon gewonnen haben, läßt sich auf folgende we-

sentliche Punkte zurückführen, die denn doch auch keine Kleinigkeiten betreffen.

1. Eine, aber freilich beschränkte Gleichheit der Stände; ich meine diejenige, die vor dem Gesetze gilt. Eine beschränkte nenne ich sie, weil es einige, wiewol nur wenige, Personen in diesem Staate giebt, die über alle andere so hoch emporragen, daß selbst die Gesetze sich vor ihnen beugen müssen, und keine Klage gegen sie Statt findet. Wer dürfte sich z. B. unterwinden, eine Rechtssache gegen den ersten Staatsberather, oder nur gegen einen seiner nächsten Untergeordneten, anhängig zu machen? und fände sich auch ein so kühner Wagehals, welcher Gerichtshof würde sie annehmen? Der Fall soll, wie ich allgemein versichern höre, sich in den Tagen meines Hierseins ereignet haben. Einer von Denen, deren Häuser eingerissen wurden, um den schönen und großen Schloßplatz hinter dem Palaste der Tuilerien zu bilden, rief, sagt man, die Gesetze gegen die Regierung an; allein seine schwache Stimme erscholl ohne Wirkung, weil kein Gerichtshof sich darauf einlassen wollte. In Bezug auf den großen Haufen der Staatsbürger hingegen findet diese gesetzliche Gleichheit dermahlen noch wirklich Statt. Jeder darf Jeden vor Gericht fodern; und das Gesetz hat — in sofern eine Sache nicht vor einen der sogenannten besondern Gerichtshöfe, tribunaux spéciaux, welche ganz von der Regierung abhangen, gespielt wird — nur Eine Stimme für und wider Alle ohne Unterschied. Es heißt nicht mehr, wie ehemahls: der geringe Mensch bezahlt mit seinem Leibe, der Edelmann mit seinem Beutel; sondern: was Jeder verdient hat, das muß er leiden, er sei aus gewöhnlichem Menschenblute, oder aus altadeligen Säften entsprossen.

Mit dieser Rechtsgleichheit, der schönsten Eroberung, welche Frankreich gemacht hat, so lange sie ihm unverkümmert wird erhalten werden, ist

2. die eben so kostbare Gleichheit der Ansprüche auf jeden Ehrenposten im Staate verbunden. Nicht Geburt und Stand, sondern Kenntnisse, Verdienste und Muth bahnen hier (wenigstens der Verfassung nach) den Weg zu allen Ehrenstellen, für den Einen, wie für den Andern. Fühlt der armseligste Bursche die Fähigkeiten, die Einsichten und den Muth eines Feldherrn in sich, die Laufbahn ist, von der Verfassung wenigstens, ihm, wie jedem Andern, geöffnet; er trete zuversichtlich hinein, und er wird sein erhabenes Ziel so gut, als der ehemahlige Freiherr, Graf und Prinz, erreichen können! Bonaparte selbst, und so viele andere jetzige Große des Landes, sind die Belege dazu. Welche Ermunterung für junge Fähigkeiten! Welch ein Sporn für Alle, die sich mehr als Andere begabt fühlen! Welch ein mächtiger Hebel, um Frankreichs Macht und Glanz auf den höchsten Gipfel zu heben! Freilich hört man jetzt häufig klagen, daß dieser wesentliche Vorzug der neuen Ordnung in der Ausübung zum Theil schon wieder verschwunden sei. Der Geldadel, sagt man, sei an die Stelle des Pergamentadels getreten, und nur durch Bestechungen auf der einen und durch erschlichene Gunst auf der andern Seite könne man jetzt zu Ehrenstellen gelangen. Ich lasse die Wahrheit oder Unwahrheit dieser ziemlich allgemeinen Beschwerde dahin gestellt sein; eben so auch die Besorgniß, daß selbst derjenige Grad von Gleichheit, welcher jetzt noch Statt findet, bald gänzlich wieder verschwinden werde. Man befürchtet nämlich, daß die Errichtung der sogenannten Ehrenschar (Légion d'honneur, von den Mißvergnügten lé-

gion d'horreur genannt) darauf abzwecke, einen neuen Adel einzuführen. Allein so lange die Vorrechte, welche man den Mitgliedern dieser Schar verwilligen wird, nur nicht für erblich erklärt werden (und dagegen scheint die ganze große Völkerschaft sich doch noch zu einmüthig und zu stark zu stemmen, als daß ich diesen Schritt in unsern Zeiten für möglich halten kann) scheint es keine Noth damit zu haben. Nicht der persönliche, sondern der Geburtsadel ist es, was sich den Völkern durch tausendjährige Erfahrungen so furchtbar gemacht hat; und schwerlich wird dieser letzte, einmahl abgeschafft, in Frankreich je wieder entstehen können, es müßte denn sein, daß diese geistreiche und kraftvolle Völkerschaft die Erinnerung an die vergangenen Zeiten gänzlich verlöre, und zu einer Schlaffheit und Stumpfsinnigkeit hinabsänke, die man bei ihr sich kaum als möglich denken kann.

3. Eine Glaubens- und Gewissensfreiheit, wie sie noch zur Zeit in keinem andern Europäischen Staate jemahls Statt gefunden hat. Es ist nämlich eine allgemeine und, wohlgemerkt! eine verfassungsmäßige Gewissensfreiheit, die nicht etwa nur auf drei oder vier Glaubenszünfte, wie in Deutschland, sondern auf alle, auf alle Einzelwesen, wie auf alle kirchliche Gesellschaften, sich erstreckt. Und, was das erste Beispiel dieser Art in Europa ist, man kann hier bei jedem Glauben, er heiße, wie er wolle, ja sogar ohne allen Glauben, nicht bloß Staatsbürger sein und ungehindert sein Gewerbe treiben, sondern auch zu allen Staatsämtern, zu den höchsten, wie zu den niedrigsten, nur die erhabene Stelle des ersten Staatsberathers ausgenommen, so gut als der Rechtgläubigste gelangen. Keinem wird, wenn er angestellt werden soll, ein Tauf-

schein oder Glaubensbekenntniß abgefodert. Man fragt nicht: bist du getauft oder beschnitten? sondern bloß: bist du Französischer Bürger, und hast du die zu dem Amte, welches du suchst, erfoderlichen Kenntnisse, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, oder nicht? Sagt Jemand sogar, wie das unter andern bei zwei sehr berühmten Staatsräthen der Fall sein soll: ich bin ein Gottesläugner! so antwortet man ihm: das ist deine, nicht unsere Sache. Es ist erlaubt, in seinen eigenen Angelegenheiten ein Narr zu sein, wenn man es nur nicht in seinen Amtsverrichtungen ist, und nur nicht verlangt, daß andere Leute mit uns zugleich rasen sollen. Von Duldung ist dabei die Rede nicht. Frankreich ist das erste Land in Europa, in welchem man eingesehen hat, (was der unbefangenen Vernunft so nahe liegt, daß man kaum begreift, wie es jemahls hat übersehen werden können) daß die Duldung in Glaubenssachen keine Tugend, sondern eine ungeheure, eben so lächerliche als verabscheuungswürdige Anmaßung ist. Was ist der Mensch, der Wurm, der überall, wo von geistigen Dingen die Rede ist, im Finstern tappt, daß er sich herausnehmen dürfte, zu bestimmen, welche Meinung über solche Dinge geduldet oder nicht geduldet werden sollte? Nur Gott, der Allwissende, vor welchem allein Wahrheit und Irrthum unverschleiert und offen daliegen, kann dulden, und duldet wirklich, den irrenden Rechtgläubigen wie den irrenden Ketzer (sie irren ja Beide, weil Beide Menschen sind) selbst Den, der ihn verkennt, ihm sogar das Dasein abzusprechen sich unterwindet!

Dieser einzige Punkt der jetzigen Französischen Verfassung — und o! möge die allgütige Vorsehung es der wiederaufkeimenden und emporstrebenden Pfaffenmacht

nicht gelingen lassen, ihn zu vertilgen! — diese gänzliche und allgemeine Glaubens- und Gewissensfreiheit würde allein schon hinreichend sein, Frankreich zu einem sehr bevölkerten, lichtvollen und blühenden Lande zu machen, auch wenn die obenerwähnten beiden ersten Vorzüge dieses verjüngten Staats nicht zugleich so mächtig dazu mitwirkten. Wie viele, in manchem andern Lande gehudelte Selbstdenker, welche unter dem unnatürlichen Zwange, den man ihrem Gewissen auflegte, lange genug geseufzt oder geknirscht hatten, haben sich schon jetzt nach Frankreich geflüchtet, um endlich einmahl, frei von tirannischen und schimpflichen Pfaffenketten des Geistes, ungehindert glauben und bekennen zu dürfen, was ihre Ueberzeugung ihnen gebietet! Wie viele Andere werden diesem Beispiele folgen, besonders wenn Frankreichs Schutzgeist giebt, daß auch die übrigen wesentlichen Menschen- und Bürgerrechte in dieser sogenannten Republik *) nicht zu sehr geschmälert und verkümmert werden! Und diese auswandernden Selbstdenker sind gerade der Kern jener abergläubigen Völker, welche von dem edelsten Gute des Menschen, der Gewissensfreiheit, noch gar keinen Begriff oder Vorschmack haben, und seit Jahrhunderten sich unter der abscheulichsten aller Zwangsherrschaften, der priesterlichen, krümmen müssen! Welchen bedeutenden Zuwachs an geistreichen und edeln Menschen wird Frankreich dadurch erhalten! Und welche unersetzliche Lücken werden dadurch in jenen Ländern entstehen!

---

*) Man verzeihe mir den Gebrauch dieses fremden Worts, wegen der Unmöglichkeit, es mit allen den wesentlichen Bestimmungen, die es in den letztverflossenen Jahren hier erhalten hat, in irgend eine andere Sprache zu übersetzen.

»Aber«, wirst Du mir vielleicht einwerfen, »es soll ja, wie verlautet, in Frankreich keine Preßfreiheit mehr Statt finden?« In Einer Hinsicht ist dies freilich wahr; und das gehört zu den vielen auffallenden Widersprüchen, auf welche der denkende Beobachter hier häufiger, als in irgend einem andern Lande, zu seiner äußersten Befremdung stößt. Es ist nämlich wahr, daß sowol über die Regierung und ihre Maßregeln, als auch über die Priester nichts geschrieben werden soll, was einem Tadel ähnlich sieht, selbst wenn es öffentliche Thatsachen betrifft. — Aber dies ist auch, so viel ich weiß, die einzige Seite, auf welcher die Preßfreiheit hier beschränkt ist. Ueber alle andere Gegenstände des Forschens, sie mögen gehören, zu welchem Fache der menschlichen Erkenntniß sie wollen, kann und darf hier Jeder schreiben und drucken lassen, was er will; versteht sich, unter der billigen Bedingung, daß das Geschriebene weder dem öffentlichen Wohl, noch den besondern Rechten eines Einzelwesens nachtheilig sei, wofür jeder Schriftsteller, und wenn dieser unbekannt bleibt, sein Verleger haften muß. Daß eine neue, durch den letzten Umschwung einer allgemeinen Staatsumwälzung entstandene Regierung Ursache haben könne, gegen Lob und Tadel empfindlicher zu sein, als eine alte, durch Verfassung, Gewohnheit und Liebe der Unterhanen in ihrem Ansehen schon längst befestigte, das läßt sich begreifen; warum aber auch der Heiligenschein der Priester, sogar in dem Falle eines durch Unthaten von ihnen gegebenen öffentlichen Aergernisses, an dieser Unberührbarkeit Theil haben soll, das begreift sich nicht so leicht. Bei dem, diesem Stande wieder verwilligten öffentlichen Ansehen, bei der Allgewalt, den derselbe über den Verstand und das Gewissen der Schwachen bald genug wieder erhalten haben wird,

wofern er sie nicht schon durchgängig wieder erhalten haben sollte, und bei der, durch die Geschichte aller Jahrhunderte belegten unaustilgbaren Neigung desselben, diese Allgewalt zur Vergrößerung seiner Macht, seines Einflusses und seiner Besitzungen, also zum Schaden der Regierung und der Regierten, zu mißbrauchen, sollte, scheint es, die größte Oeffentlichkeit seiner Handlungen der Regierung vielmehr höchstwillkommen sein, und Jeder, der das Herz hätte (es gehört ja wirklich Herz dazu!) sich zum Wächter über diesen, zwar jetzt noch nöthigen, aber mit rastloser Aufmerksamkeit zu bewachenden Stand aufzuwerfen, mit der Bürgerkrone belohnt werden. Bonaparte, der nichts ohne Ursache thut, wird seine Gründe haben, warum er hierüber anders denkt, und warum er die Erwartungen aller wohlwollenden und einsichtigen Menschenfreunde in allen Ländern hierin nicht erfüllen wollte. Jenen bleibt dabei nichts zu thun übrig, als zu wünschen, daß der Französischen Regierung nie Ursache gegeben werden möge, den gar zu auszeichnenden Schutz, den sie dem Priesterthume gewährt, zu bereuen.

4. Die vierte große und wohlthätige Folge der Französischen Staaatsumwälzung finde ich in der dadurch bewirkten Anregung, Uebung und Stärkung aller körperlichen und geistigen Kräfte dieses Volks, die sich nun durch wunderähnliche Wirkungen in allen Arten von Gewerben, wie in den schönen Künsten und in den Wissenschaften äußern. Dieses Volk hat in den letztverflossenen zwölf Jahren die zwölf Arbeiten des Herkules bestanden; dadurch ist es selbst zum Herkules unter den Völkern geworden, und zwar zu einem ausdauerndern, als jener war. Denn wenn es sich jetzt auch,

wie er, dem Spinnen, d. i. den Künsten des Friedens, hingiebt, so geschieht das nicht aus Erschlaffung und Verweichlichung, sondern weil das Spinnen ihm und dem Staate nützlich ist, und weil seine noch immer regen und strebenden Kräfte irgend eine Beschäftigung, gleichviel welche, fodern. Es spinnt; aber nicht als ein schwaches Weib, sondern als ein Herkules, und seine Keule liegt neben ihm. Gilt es morgen wieder, sie für's Vaterland, oder auch nur für die Ehre, von neuen zur Hand zu nehmen, so wird es sie morgen wieder eben so kraftvoll schwingen, als dies in den verflossenen zwölf Jahren geschah. Ich, ein Deutscher, der von Keinem gedungen worden ist, oder gedungen werden kann, den Lobredner irgend eines Volks auf Kosten seines guten Vaterlandes zu machen; ich, der ich über Manches, was ich diesmahl in Frankreich sah und hörte, nichts weniger als erbaut und entzückt worden bin, kann schlechterdings keine Ursache haben, irgend ein Lob, welches ich diesem Volke beizulegen mich gedrungen fühle, zu übertreiben. Ich sage ehrlich, was ich unparteiisch bemerkt habe; und sonach muß ich Dir bekennen, daß ich kein anderes Volk (selbst das Englische, selbst das unsrige nicht ausgenommen) kenne, das an Strebsamkeit und Kraftfülle den Franzosen, wie sie jetzt sich zeigen und in ihrer allgewaltigen Wirksamkeit dastehen, an die Seite gestellt werden könnte. Mit einer Art von Wut haben sie sich jetzt nicht bloß in alle Fächer der Künste und Wissenschaften, sondern auch in alle Felder des Kunstfleißes und der Gewerbe gestürzt. Wo es nur immer etwas anzubauen oder zu verbessern giebt, da sind sie mit rastlosem Eifer darüber aus; und Entdeckung auf Entdeckung, Erfindung auf Erfindung, Vervollkommnung auf Vervollkommnung, Meisterwerke auf Meister-

werke sind die herrlichen Folgen davon, welche jeden Unbefangenen in Erstaunen setzen.

Ein von Natur schon so reges, und durch die unerhörten Anstrengungen der letztverflossenen zwölf Jahre so hoch emporgehobenes und emporgeläutertes (sublimirtes) Volk bedürfte kaum eines äußern Antriebes, um alle andere Völker und sich selbst durch beispiellose Thätigkeit und Erfindungskraft zu übertreffen. Aber auch dieser Antriebe entbehren jetzt die Franzosen nicht. Die Regierung, welche gar wohl weiß, wie viel bei den Menschen überhaupt, und bei den Franzosen insonderheit, sich durch Anregung des Ehrtriebes bewirken läßt, hat diese mächtige Schwungfeder des Geistes durch ein Mittel in Bewegung zu setzen gewußt, welches eben so einfach und wohlfeil, als wunderbar und wohlthätig in seinen Wirkungen ist. Dies sind die jährlichen Ausstellungen, nicht etwa bloß der eigentlichen Kunstwerke höherer Art, sondern auch aller vorzüglichen Erzeugnisse des Kunstfleißes und der Gewerbe, sie mögen Namen haben, wie sie wollen. Jeder, der in dem Laufe eines Jahrs etwas Nützliches erfunden, oder etwas schon Erfundenes verbessert zu haben glaubt, erscheint damit gegen Ende des hiesigen Jahrs, d. i. im Herbstmonate, zu Paris. Hier wird gegen diese Zeit, auf dem sehr geräumigen Schloßplatze des alten Louvre, ein großes Geviertes von niedlichen, mit Säulen gezierten Buden errichtet, in welchen alle jene Erzeugnisse der öffentlichen Prüfung und Beurtheilung ausgestellt werden, und zugleich eine neue Art von Messe bilden, auf welcher nur der Aushub aller trefflichen Erzeugnisse des Kunstfleißes feil geboten wird. Hunderttausende drängen sich nach und nach herbei, um das Ausgestellte jeder Art zu betrachten, und den ehrenwerthen Erfindern

oder Verfertigern den Zoll der Bewunderung ihrer Werke und der Achtung für ihre Personen darzubringen, den sie verdienen. Dies ist ihr erster großer Lohn. Ein zweiter wartet ihrer, wenn sie ihn verdienen, am Ende der Ausstellung. Es sitzt nämlich eine sogenannte Jury, d. i. ein beeidigtes Gericht, bestehend aus Künstlern, Kunstkennern und vorzüglich geschickten Gewerksmeistern aller Art, um zu untersuchen und zu entscheiden, welche Werke sich vor andern ihrer Gattung am meisten auszeichnen, und mit einer Ehrenmünze belohnt zu werden verdienen. Das einstimmige Urtheil, oder die Stimmenmehrheit entscheidet darüber. Die Verdienste der dadurch Ausgezeichneten werden öffentlich bekannt gemacht, und die Tageblätter der Hauptstadt tragen ihre Namen, mit dem ihnen gebührenden Lobe begleitet, in die entferntesten Winkel Frankreichs. Jedermann weiß, daß es keine freigebigere Spender des Lobes und der Ehre auf Erden giebt, als die Franzosen. Das kleinste Verdienst findet hier seine Aufmunterung, das größte seinen Lohn. Kehren daher jene Sieger zu ihrem Wohnorte zurück, so nehmen sie nicht bloß den Beifall und die Ermunterung der Hauptstadt mit sich, sondern sammeln auch unterweges, und vornehmlich in ihrer Heimath, eine reiche Ernte von Lob und Ehrenbezeigungen ein. Jeder ist stolz darauf, ihr Mitbürger zu sein, und glaubt Antheil an der Ehre zu haben, die sie sich zu erwerben wußten. Man kann denken, welchen Nachahmungs- und Wetteifer dies durchs ganze Land erwecken muß! So weiß die hiesige Regierung durch ein paar Hände voll Schaumünzen Fähigkeiten zu wecken und Werke hervorzulocken, die ihr und dem Lande eben so viele Millionen werth sein können. Warum wissen wir denn das in Deutschland nicht auch?

Wir haben freilich in einigen Hauptstädten gleichfalls unsere Ausstellungen von Gemählden und andern Werken der schönen Künste; warum denn nicht auch, wie hier, der nützlichen? Sind jene es etwa allein, die ein Volk heben, es wohlhabend und glücklich, und in den Augen der Ausländer achtungswürdig machen können? Oder haben wir Alles, was durch Kunstfleiß und Erfindungsgeist geleistet werden kann, etwa schon erschöpft? Ist es wirklich ein größeres Verdienst, ein schönes Bild zu mahlen, als in unsern holzarmen Zeiten, wie hier geschehen ist, ein Mittel zu erfinden, die Zimmer nicht durch Verbrennung, sondern nur durch bloße Verkohlung des theuern Holzes und durch eine künstliche Benutzung des Rauchs allein zu heizen? Oder möchtest Du lieber eine schlafende Venus, es sei mit dem Pinsel oder mit dem Meißel, hervorgebracht, als das hier entdeckte Mittel erfunden haben, jedes, selbst das schmutzigste, aus stinkender Gosse geschöpfte Wasser in ein völlig reines, trinkbares und gesundes zu verwandeln? Durch die schlafende Venus wird, menschlichem Ansehen nach, nie ein einziges Menschenleben gerettet, oder nur um eine Minute verlängert werden; durch die Kunst hingegen, ungesundes oder ungenießbares Wasser in gesundes und reines zu verwandeln, können nach und nach Millionen Menschen, die sonst den gräßlichen Tod des Durstes sterben, oder durch den Genuß eines faulen Wassers ihre Gesundheit verderben müßten, gerettet werden. Warum sollen denn nicht auch Erfindungen dieser Art, warum nicht alle nützliche Erfindungen, und warum nicht alle Werke eines vorzüglichen Fleißes und einer sich auszeichnenden Geschicklichkeit ihre Ermunterungen und Belohnungen, so gut als jene, haben? Sind die Menschen denn etwa bloß und allein zum Anbau der

schönen Künste berufen? Oder sind diese es etwa allein, bei welchen und durch welche die höheren menschlichen Fähigkeiten entwickelt werden können? Wie weit sind wir in der wahren Schätzung des Werths der Dinge, welche die menschlichen Kräfte so lange schon beschäftigen, noch zurück!

Freilich würde eine Ausstellung, wie diese, nicht in jeder kleinen Hauptstadt eines jeden kleinen Landes thunlich sein; allein was hindert die Regierungen der größern Staaten, sie in ihren großen Hauptstädten einzuführen? Und warum nicht auch in den kleinern, wenn diese den Vorzug beträchtlicher Messen haben?

Vergieb mir, lieber Eduard, diese Ausschweifung über eine Einrichtung, die auf Frankreichs immer mehr und mehr anschwellende Größe und innere Ausbildung und Stärke einen so bedeutenden Einfluß zu haben scheint. Ich bin gewohnt, bei jedem Guten, welches ich im Auslande bemerke, auf mein Vaterland zurückzublicken, und mir selbst die Frage vorzulegen: könnten wir das nicht auch haben, wenn wir wollten? Glücklich Der, dem die Vorsehung einen Standort angewiesen hat, auf welchem diese Frage nicht ohne Erfolg verhallt, sondern gehört, beachtet und erwogen wird!

5. Als einen fünften großen und wohlthätigen Erfolg der gräulichen Staatsumwälzung Frankreichs zeichne ich die Aufhebung der Mönchs- und Nonnenklöster aus. Jene Blutigel des Staats, welche die besten Säfte desselben einsogen, ohne irgend etwas Ersprießliches dafür zu leisten; jene unnützen Bürden der Erde, welche nicht bloß die Stelle, auf der sie lasteten, sondern auch Alles ringsumher durch das Beispiel ihrer Faulheit und Schwelgerei unfruchtbar und öde machten; jene Fortpflanzer der Dummheit, jene Apostel des ver-

derblichsten Aberglaubens — sie sind nicht mehr! Und möge die allgütige Vorsehung ihr Wiederaufleben in diesem Lande für immer verhüten! Dann können alle Lücken, welche in Frankreichs Bevölkerung und Wohlstand durch die zerstörenden Wirkungen der Umwälzung entstanden, binnen zwanzig Jahren bloß dadurch reichlich ersetzt werden, daß an die Stelle jenes Heers von faulen Bäuchen ein Geschlecht von arbeitsamen Hausvätern und Hausmüttern getreten ist, die das Land zugleich anbauen und bevölkern helfen. Frankreichs Grenzen sind durch den nunmehr endlich glücklich zu Stande gekommenen allgemeinen Frieden fürchterlich erweitert worden; aber alle diese Eroberungen sind ihm, richtig geschätzt, bei weiten so viel nicht werth, als die Besiegung und Vertilgung des Mönchthums ihm einbringen wird. Hiebei kann ich abermahls nicht ohne ein bitteres Gefühl von Traurigkeit und Unwillen an einige Theile meines armen Deutschen Vaterlandes zurückdenken. Nicht genug, abermahls einige unserer fettesten und reichsten Landschaften, zur Strafe unsers Unverstandes und unserer innern Eifersucht, an Frankreich abgetreten zu haben, nimmt man in jenen Deutschen Ländern nun sogar auch die von Frankreich ausgeworfenen Blutsauger, jene landverderblichen Mönchsorden, sogar den scheußlichsten von allen, den sogenannten Orden de la Trappe, der ohne die gröbste Versündigung an der Menschheit nirgends geduldet werden kann, mit offenen Armen auf; bauet ihnen entweder neue Klöster, oder räumt ihnen solche Gebäude wieder ein, welche ehemahls Klöster waren, aber von weiseren Regenten, aus Freistätten der Faulheit, der Schwelgerei und der Unsittlichkeit jeder Art, in nützliche Gewerkshäuser umgewandelt wurden, um hier ihr Unwesen von neuen zu treiben, und das ge-

schwächte Deutschland in eben dem Maße immer mehr und mehr schwächen zu helfen, in welchem Frankreich durch ihre Vertreibung an innerer Stärke, an Wohlstand und Macht mit jedem Jahre wachsen wird. O mein Vaterland, einst das Geburtsland und die Wiege der Aufklärung! Und nun — —?

Ob übrigens die hier jetzt von mir hergezählten fünf großen Folgen oder Wirkungen der Französischen Staatsumwälzung des vielen Blutes und aller der Gräuel, durch welche sie hervorgebracht wurden, werth waren oder nicht? Das ist eine Frage, deren Beantwortung Du mir nicht zumuthen mußt. Wo nähme ich, oder irgend ein anderer Mensch die noch unerfundene Wage und das noch unbekannte Gewicht her, womit Dinge dieser Art gegen einander abgewogen werden können? Diese Wage und dieses Gewicht stehen allein in der Hand des Allwissenden, der allein das Ganze, und dieses Ganze in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich überschaut. Dieser wog, wie immer, so auch hier, ehe er zuließ; und seiner Weisheit und Güte können wir zutrauen, daß er eher nicht zuließ, als bis er die Schale des Guten gegen die des Bösen überwiegend sinken sah. Was ich Dir, mein guter Eduard, darüber geschrieben habe, hatte keinen andern Zweck, und konnte keinen andern haben, als den: Dir einen neuen Erfahrungsbeweis der alten Wahrheit an die Hand zu geben, daß kein von der Vorsehung zugelassenes Uebel so groß und fürchterlich war, daß ihre weise Güte nicht wohlthätige Folgen für die Menschheit daraus herzuleiten wußte.

Man hat, vom Anfange der Französischen Unruhen an, diese merkwürdige Staatsumbildung häufig mit unsers Luther's Kirchen- und Glaubensverbesserung vergli-

chen. Diese Vergleichung bestätiget sich noch immer, selbst in den neuesten hiesigen Begebenheiten, so oft und gröblich auch die Erwartungen und Hoffnungen der Menschenfreunde dabei getäuscht wurden. Vernimm, wie ich das meine.

Luther's erhabenes Ziel war wahre und völlige Freiheit des Geistes und des Gewissens; Mirabeau's, Lafayette's und anderer Anfänger der Staatsumwälzung kühnes Bestreben zweckte auf wahre und völlige bürgerliche Freiheit ab. Jener wollte das Papstthum stürzen; diese die Herrschwillkühr. Nach Luther sollten Vernunft und Bibel die einzige Richtschnur des Gewissens in Glaubenssachen, nach Mirabeau das Gesetz der einzige Richter über bürgerliche Handlungen sein. Kein Ausspruch des Papstes oder einer Kirchenversammlung sollte dort, kein Machtspruch des Herrschers sollte hier mehr gelten. Bis dahin war auf beiden Seiten Alles gut und in der Vernunft gegründet *). Aber nun entzündeten sich an dem Lichte dieser Männer die Köpfe der Schwachen, und selbstsüchtige Schurken fingen an, dieses Licht zu mißbrauchen, um unter dem Scheine desselben Unthaten aller Art zu verüben. Dort entstanden Wiedertäufer-Unruhen und Bauernkriege; hier bürgerliche. Dort, wie hier, war keine Gräuelthat so schwarz, daß sie nicht, unter dem Vorwande, die kirchliche und bürgerliche Freiheit zu retten, mit kaltem Blute, und in der Meinung, Gott und der Menschheit einen Dienst dadurch zu leisten, begangen wurde.

---

*) Und damahls war es, als auch ich, mit so vielen Tausenden gutmeinender Beobachter, kein Bedenken trug, über diese große Weltbegebenheit meine herzliche Freude laut und warm zu äußern.

Dort, wie hier, mischten sich die auswärtigen Mächte ins Spiel, und machten Das, was übel war, dadurch nur noch ärger. Da entstand denn dort der dreißigjährige, hier der zehnjährige Krieg; und Millionen Menschen wurden geschlachtet, Länder verwüstet, Städte und Dörfer abgebrannt, um dort endlich den Osnabrückschen und Münsterschen Frieden, hier den von Lüneville und Amiens zu bewirken. Die meiste Aehnlichkeit aber haben diese beiden Weltbegebenheiten darin, daß dort, wie hier, ein neuer Lichtstrom, der nie wieder ganz versiegen kann, in die Welt ausging, und überall, selbst in solchen Ländern, in welchen es, der Hauptsache nach, beim Alten blieb, heilsame Veränderungen und Einschränkungen hervorbrachte *). Der

*) Wer, der in der ersten Hälfte des 1789sten Jahres vorausgesagt hätte, daß ein großer König, der, wie alle Prinzen seines Hauses, ein geborner Soldat ist, nächstens die fast durch ganz Europa in Vergessenheit gerathene Wahrheit: daß der Bürger nicht um des Soldaten willen, sondern der Soldat um des Bürgers willen dasein soll, nächstens anerkennen und durch ein eigenhändiges Kabinetsschreiben beglaubigen werde, würde nicht von allen weltkundigen Leuten belächelt worden sein? Und wer, der die dichterische Aussicht in die Zukunft vollends so weit hätte treiben wollen, es nicht bloß möglich, sondern sogar wahrscheinlich zu finden, daß binnen 14 Jahren in einem der düstersten Länder Deutschlands, wo damahls noch der strengste Gemeinglaube (Katholizismus) am Ruder saß, eine völlige bürgerliche Gleichheit aller christlichen Glaubenszünfte, sowol in Ansehung der bürgerlichen Rechte überhaupt, als auch in Ansehung des Anspruchsrechts auf Staatsämter insonderheit, ausgerufen werden könnte, würde nicht als ein unwissender Schwärmer die öffentliche Verspottung auf

Papst z. B. durfte es ferner nicht mehr wagen, selbst in solche Staaten, die ihm unterthänig blieben, Ablaßkrämer auszusenden, um die Unwissenheit und den Aberglauben zu besteuern; und der ärgste Zwingherr, wofern es in Europa dergleichen noch geben sollte, würde es jetzt bedenklich finden, den Gewaltigen zu machen, und sich gesetz- und verfassungswidrige Eigenmächtigkeiten zu erlauben, welche ehemahls zu den gewöhnlichen und befugten Dingen gezählt wurden. Aber auch darin kommen diese beiden Umwälzungen auffallend überein, daß der wahre Geist und Sinn, in welchen sie angefangen wurden, wenigstens für eine Zeit lang, wieder verloren ging, und daß folglich nicht Das erreicht, wenigstens nicht sogleich erreicht wurde, was die Urheber von beiden beabsichtiget hatten. Dort entstanden neue Geistes- und Gewissensketten, die Glaubensvorschriften oder sogenannten simbolischen Bücher, (besonders das sogenannte Konkordienbuch, auch eine Art von Konkordat!) auf welche Jeder blind-

---

sich gezogen haben? Gleichwol ist Beides, trotz der damahligen Unglaublichkeit, geschehen; jenes von Friedrich Wilhelm, dem Bürgerkönige, dieses von Baierns muthigem und erleuchteten Kurfürsten, Maximilian Joseph.

Sollte der neue Lichtstrom, welcher in den letztverflossenen zwölf Jahren ausgeflossen ist, keinen Antheil daran gehabt haben?

Der Schwärmer, welcher jene und ähnliche Veränderungen in Europa, als etwas Mögliches und sogar Wahrscheinliches, im Jahre 1789 zu ahnen wagte, war ich. S. meine Briefe, aus Paris geschrieben. Auch wurde ich von meinen staatsklügern Zeitgenossen nach Verdienst darüber bespöttelt und gescholten.

lings und ohne Einschränkung schwören mußte, der bürgerliche Rechte genießen wollte; hier — ach! so Manches, was den redlichen Vernunft- und Freiheitsfreund mit Kummer erfüllte, und dem ursprünglichen Geiste der Französischen Staatsumwälzung eben so schnurgerade entgegenlief, als die simbolischen Bücher dem Geiste und der Absicht Luther's und seiner unmittelbaren Nachfolger. Allein sieh hier, mein junger Freund, eine Beobachtung, die uns über beide Ausartungen trösten kann.

Der Geist der Zeiten und das Licht der Aufklärung sind am Ende stärker, als alle Verfassungsbande, welche auf Unvernunft gegründet sind. Sie öffnen über kurz oder lang den Regierern, wie den Regierten, die Augen, und reißen Beide unwiderstehlich mit sich fort. Dies geschieht zwar, wenn kein unberufener Erleuchter sich einmischt, gleich der Morgendämmerung, nur langsam und unmerklich, aber auch desto sicherer, desto allgemeiner und desto ruhiger. Auf das erste Grauen des Tages am östlichen Himmel folgt die Dämmerung, auf diese der schöne sanfte Rosenschimmer der Morgenröthe, und auf diese endlich erst der volle Tag. Wo vorher Nebelsterne standen, da erblicken wir nunmehr die allerleuchtende und allbelebende Sonne. Das haben wir bei den Fortschritten der Glaubensverbesserung in Deutschland gesehen; und das werden unsere Nachkommen, wills Gott! auch an der fortschreitenden Ausbildung der bürgerlichen Freiheit, wo nicht in Frankreich, doch in andern Ländern erleben. Das unbedingte und schreckhafte Ansehen der Glaubensvorschriften ist ohne Gewaltstreich und ohne die mindeste bürgerliche Unruhe von selbst gesunken, weil die weiseren Regierungen dem unmerklich hervorbrechenden, und immer mehr und mehr

sich ausbreitenden Lichte seinen Lauf ließen, wohl wissend, daß selbst die größte Erdenmacht es nicht zurückzuhalten vermochte. Sie thaten nichts, und dadurch thaten sie für die Aufklärung Alles *). Jedes Eingreifen in die Wirkungen des jedesmahligen Geistes der Zeit, jedes vermeinte Beschleunigungsmittel, welches man dazu angewandt hätte, würde die Fortschritte der Aufklärung mehr zurückgehalten, als befördert haben. Und so wird auch das Licht, welches die Französische Staatsumwälzung durch Anregung der Denkkräfte

---

*) Wenn ich des großen Friedrichs Weisheit in irgend etwas tief und innig bewundert habe, so war es in folgender Antwort, welche Mirabeau einst von ihm erhielt, als dieser ihm einen in Französische Artigkeit eingekleideten Vorwurf darüber machen zu müssen glaubte, daß er während seiner langen und glorreichen Regierung nicht mehr für die Künste, die Wissenschaften und die Aufklärung überhaupt gethan habe. »Es ist zu bedauern,« sagte er, »daß Ew. Majestät nur der Cäsar ihres Volks, und nicht auch zugleich der August desselben sein wollten.« Und Friedrich? Er blickte seinem artigen Tadler scharf ins Auge, und antwortete: »Ihr wißt nicht, was ihr da sprecht.« Mirabeau, welcher bei Allem, was er sagte, wirklich etwas zu denken glaubte, stand betroffen; und der König fuhr fort: »Gerade dadurch, daß ich meine Leute machen ließ, mich nicht in ihre wissenschaftlichen und schriftstellerischen Angelegenheiten mischte, gar keinen Antheil daran zu nehmen schien, glaube ich für sie und die Aufklärung mehr gethan zu haben, als wenn ich diese hätte erzwingen wollen.« Ich habe diese merkwürdige Antwort aus Mirabeau's eigenem Munde, der den großen und wahren Sinn derselben mit mir nicht genug bewundern konnte. Wie wenig gewann die wahre Aufklärung unter Frankreichs August, Ludwig XIV., welcher überall schaffen wollte? und wie viel unter Friedrich II., welcher nichts zu thun schien?

aller Köpfe in allen Ständen verbreitet hat, wenn gleich, wills Gott! nicht mehr durch gewaltsame Umkehrungen, doch im Stillen und unmerklich fortwirken, wird die Menschen immer einsichtiger und helldenkender über ihre gemeinsamen bürgerlichen Angelegenheiten, und so auch immer reifer zum Genusse der wahren bürgerlichen Freiheit machen. In eben dem Maße aber, daß dieses geschehen wird, wird, oder richtiger gesagt, muß ihnen auch ein immer größeres Maß von bürgerlicher Freiheit verliehen werden. Sobald die Kinder fertig laufen können, fällt das Gängelband von selbst weg. Die unartigen Kinder aber, welche laufen wollen, ehe sie es gelernt haben, und jenes Band vor der Zeit zerreißen, fallen, wie die Franzosen — auf die Nase.

Laß uns also, lieber Eduard, der Vorsehung zutrauen, daß sie die bessern, erst durch die Zeit zu reifenden Folgen der Französischen Staatsumwälzung eben so sicher zu erhalten, und Jahrhunderte hindurch immer mehr und mehr eben so unmerklich sich entwickeln zu lassen wissen werde, als sie die Folgen der Deutschen Glaubensverbesserung, trotz allem dagegen statt gefundenen Sträuben und Kämpfen der menschenfeindlichen Priestertirannei, zu erhalten und sich entwickeln zu lassen gewußt hat. Hoffentlich werden nach dreihundert Jahren glücklichere Nachkommen der gefallenen Opfer dieser denkwürdigen Weltbegebenheit, wie jetzt wir, dreihundert Jahr nach Luther's Umwälzung, einen Segen ernten, der an den leuchtenden und wärmenden Strahlen der fortschreitenden Aufklärung vorher erst langsam reifen mußte. —

Genug hievon! Und nun noch mein letztes Lebewohl! aus Paris. Uebermorgen reise ich ab; und nach acht Tagen werde ich Dir aus Metz schreiben; denn

ich bin gesonnen, noch einmahl die Champagne zu durchreisen, um an dem Anblicke des gutmüthigen und frohsinnigen Völkchens, welches ich vor dreizehn Jahren daselbst kennen lernte, mich noch einmahl zu laben.

Ein und dreißigster Brief.

Metz.

Da bin ich also in Metz, mein lieber Eduard, und erfülle nun gern das Versprechen, welches ich Dir am Schlusse meines letzten Briefes gab. Hier hast Du die kleine Geschichte meiner Reise von Paris bis hier!

Ich hatte die Wahl, entweder mit einer Eilkutsche zu gehen, welche wirklich eilt, folglich auch Tag und Nacht läuft, und keine andere Ruhepunkte als Mittags und Abends zum Essen gewährt; oder mit einer andern, die zwar auch den Namen Diligence führt, aber nicht eilt, sondern täglich nur sieben bis acht Deutsche Meilen zurücklegt, und des Nachts die Reisenden ruhen läßt. Da kein Geschäft mich zur Eile zwang, und ich die freundliche Champagne nicht durchfliegen, sondern mit aller Gemächlichkeit durchreisen wollte, so wählte ich ohne Bedenken diese letzte. Und ich that sehr wohl daran! Denn nie bin ich auf einem öffentlichen Fuhrwerke bequemer, angenehmer, und doch zugleich wohlfeiler, als auf diesem, gereiset. Unser Hauptwagen, der von zwei kleinern, als Beiwagen, begleitet wurde, bestand in einer geräumigen und bequemen Kutsche, welche inwendig auf zwei gepolsterten Dreisitzen sechs, und vorn in dem sogenannten Cabriolet, oder bedeckten

Vorsitze, auch noch zwei Reisende, also überhaupt acht Personen aufnahm. Die sämmtlichen Plätze waren mit recht guter Gesellschaft besetzt. Wohin wir des Mittags sowol, als auch des Abends kamen, da fanden wir unsere reichlich besetzte Tafel schon bereitet. Unter 8 bis 12 Gerichten, die größtentheils gut zubereitet waren, ging es nirgends ab; und dabei Wein, so viel Jeder zu trinken Lust hatte (à discrétion). Dieser wird hier fast für nichts gerechnet; wenigstens macht es keinen Unterschied in der Bezahlung, ob Jemand nur zwei Gläser oder zwei Flaschen davon auszuleeren für gut findet. Er ist aber freilich auch ziemlich schlecht; und wer seinen Magen nicht durch Essigsäure verderben will, dem steht zu rathen, sich eine Flasche des bessern für besondere Bezahlung geben zu lassen. Nun, was glaubst Du wol, daß man für das Alles — für eine fünftägige bequeme Fahrt, für neun köstliche Mahlzeiten und für vier Nachtlager in den besten Gasthöfen, die es auf dieser Straße giebt — zu bezahlen habe? Nicht mehr als 80 Franken, oder 20 Rthlr. unsers Geldes. Diese erlegt man am Ende der Reise dem Eigenthümer des Fuhrwerks, welcher bis dahin alle Kosten selbst bestreitet; und damit ist alles Genossene bezahlt. Wer nicht etwa seine besondern Bedürfnisse hat, deren Befriedigung etwas Besonderes verlangt, der braucht auf der ganzen Reise nicht ein einziges Mahl den Beutel hervorzuziehen. Du wirst gestehen, daß das eine eben so wohlfeile, als angenehme Art zu reisen ist.

Ich hatte das Vergnügen, mit zwei sehr gebildeten und liebenswürdigen Frauenzimmern, einer ehemahligen Gräfinn von Fouquet und der Führerinn ihrer elfjährigen, überaus wohlerzogenen Tochter, welche gleichfalls mitreisete, die drei ersten Sitze zu theilen.

Die mitreisenden Herren waren junge Männer, welche einige Feldzüge mitgemacht, dann aber ein paar Jahre in Paris zugebracht hatten, um die Rechtswissenschaft, oder eine Kunst zu erlernen, und nun, nach Beendigung ihrer Lernzeit, in die Heimath zurückkehrten. Du kannst denken, daß es in einer solchen Gesellschaft nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen konnte. Auch war ein junger Deutscher unter uns, der Sohn eines wohlhabenden Zimmermanns und Baumeisters in Gräz. Er selbst hatte ebendiese Kunst erlernt, und reisete jetzt, um sich darin zu vervollkommnen. Ich erwähne dieses wackern jungen Mannes, um Dir in ihm ein Beispiel aufzustellen, wie mächtig der Anblick eines an Leib und Seele unverderbten Jünglings auf die Gemüther der Menschen (sogar solcher, welche das Ebenbild Gottes, Reinheit des Herzens und der Sitten, selbst lange schon verloren haben) zu wirken pflegt, und wie unwiderstehlich Jedermann dadurch zum Wohlwollen und zur Liebe hingerissen wird. Er war höchst einfach in seiner Kleidung, in seinem Benehmen, in seiner Art sich auszudrucken, in seiner ganzen Lebensart, und unterschied sich äußerlich durch nichts von jedem andern ehrlichen und sittigen Zimmermannsgesellen. Allein die ungetrübte Reinheit seines Herzens und die höchste Gutmüthigkeit leuchteten so unverkennbar aus seinen schönen Augen hervor, und sprachen, auch wenn er schwieg, aus jedem sanften Zuge seines offnen Antlitzes so vernehmlich, daß er Aller Blicke auf sich zog, und in kurzen Aller herzliche Liebe gewann, ungeachtet er mit Keinem, als nur mit mir, reden konnte, weil er beinahe kein Wort Französisch verstand. Aber dieser Umstand hinderte nicht, daß Jedermann, die Frauenzimmer nicht ausgeschlossen, sich unabläßig nur mit ihm

unterhalten wollte. Man verstand ihn sogar in den meisten Fällen, auch wenn ich Das, was er sagte, der Gesellschaft nicht verdolmetschte, weil der natürliche und unerkünstelte Ausdruck seiner Blicke und Mienen seine Gefühle und Gedanken oft bestimmter und deutlicher angab, als es durch Worte hätte geschehen können. Schon am ersten Tage unserer Reise war er der erklärte Liebling der ganzen Gesellschaft. Ich konnte ihn nicht ansehen, ohne daß mir das Lied an einen tugendhaften Jüngling aus unserer Kinderbibliothek einfiel:

Gesundheit röthet dein Gesicht;
Doch heiliger, als diese, strahlt
Der Unschuld sanftes Rosenlicht,
Das frischer deine Wangen mahlt.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Ach! es zerrann; das Herz war kalt,
Wenn ich die bleichen Wangen da,
Das todte Aug', die Mißgestalt
An dem entnervten Jüngling sah.

Du, mehr als Landerob'rer, Held!
Ich weide Aug' und Herz an dir.
Du schaust hinein in Gottes Welt,
Und kannst dich innig freun an ihr.

Du darfst (der Menschheit theures Recht,
Das sie sich selber sinnlos raubt,
Das sie verschlemmet und verzecht!)
Du darfst erheben hoch dein Haupt;

Darfst schauen fröhlich himmelan
Zu Dem, der dieses Himmelszelt,
Die Sonn' und tausend Sterne dran
So hocherhaben hingestellt.

Du denkst den Schreckgedanken nie:
»Schön ist die Welt rund um mich her;
Doch ich entehrte mich und sie,
Und mir ist sie nun freudenleer!«

Dir zwitschert jedes Vöglein Lust,
Das froh den dunkeln Hain belebt;
Dir schwillt voll Dank die reine Brust,
Die auf zu deinem Gott dich hebt.

Du sprichst zum hellen Silberbach:
»Mir ist die Seele rein, wie du!«
Wohin du gehst, folgt sie dir nach,
Der Unschuld wonnevolle Ruh'.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück *).

Ich freue mich, diesen trefflichen jungen Mann auch von hieraus noch bis Mainz zum Reisegefährten zu behalten.

Man reiset jetzt durch Frankreich so sicher und unbesorgt, als in irgend einem andern Lande in der Welt. Keine Spur mehr von irgend einer Straßenräuberei. Auch das ist eine Erscheinung! Wer hätte es für möglich halten sollen, daß nach zwölf blutigen Jahren der Empörung, der Gesetzlosigkeit, der gänzlichen Verwilderung, und eines Krieges, wobei die halbe Völkerschaft unter den Waffen war, Alles so schnell und so vollkommen in die Schranken der Ordnung und der Gesetzlichkeit zurückgeführt werden könnte? Gleichwol ist es geschehen; und zwar, was das Bewundernswürdigste dabei ist, ohne daß die peinliche Rechtspflege sonderlich viel dabei zu thun gehabt hätte. Dies scheint mir Bo-

*) Der Verfasser dieses Liedes war ein funfzehnjähriger Jüngling.

naparte's größtes Verdienst zu sein; ein Verdienst, welches sogar seine Feinde anerkennen und ehren müssen. Man muß indeß freilich gestehen, daß die allgemeine Sehnsucht nach Ruhe, Frieden und Ordnung, von welcher ganz Frankreich zuletzt beseelt wurde, ihm mächtig' dabei zu Statten kam. Hätte er das Ruder des Staats einige Jahre früher ergriffen, wo die Leidenschaften noch nicht ausgebrauset hatten, so würde er größere Schwierigkeiten dabei gefunden haben.

Es war eine Zeit — und diese Zeit war noch vor einigen Jahren — wo alle staatskluge Leute in Europa dem neuen Französischen Staate den Untergang prophezeiten, sobald es zum allgemeinen Frieden kommen würde. Jeder aus dem Felde zurückkehrende Soldat, sagte man, wird ein Meuterer oder ein Straßenräuber werden; jeder Feldherr wird nach der höchsten Herrschaft streben; ganz Frankreich wird zur Schaubühne des gräßlichsten Bürgerkrieges werden, und darüber zu Grunde gehen. Wahrscheinlich würde diese Weissagung auch wirklich, wenigstens zum Theil in Erfüllung gegangen sein, wenn die fremden Mächte, unmittelbar nach den ersten fruchtlosen Versuchen, den erwachten Freiheitsgeist zu dämpfen, Frieden geschlossen und dieses Volk sich selbst überlassen hätten. Allein, recht als wenn sie, oder vielmehr ihre Rathgeber, dazu gedungen gewesen wären, die neue Ordnung der Dinge befestigen und dem kühnen Bonaparte den Weg zur höchsten Herrschaft bahnen zu helfen, trieb ihr Unstern sie an, den unvernünftigsten und unseligsten aller Kriege so lange fortzusetzen, bis ganz Frankreich bereit und willig war, sich dem Ersten dem Besten, der ihm Ruhe, Frieden und gesetzliche Ordnung wiedergeben würde, in die Arme zu werfen. Man muß gestehen, daß Frank-

reichs ärgste Feinde seine besten Freunde waren, und seine größten Wohlthäter wurden, indem sie es zu zernichten trachteten.

Die Erscheinung der großen Ruhe und Sicherheit, die man jetzt überall in diesem Lande findet, wird noch auffallender, wenn man dabei an England zurückdenkt, wo doch die Gesetze in jedem andern Betrachte die höchste Kraft zu beweisen pflegen. Wie in aller Welt mag es zugehen, daß in diesem letztgenannten, sonst so gut geordneten Lande, wo der wildeste Pöbel meistentheils ohne soldatische Gewalt durch bloße Erinnerung an das Gesetz beschwichtigt werden kann, zu allen Zeiten, selbst im tiefsten Frieden, die Straßenräubereien zu den allgewöhnlichsten Vorfällen des gemeinen Lebens gerechnet werden, so daß kein öffentliches Fuhrwerk sich auch nur eine Meile weit von der Hauptstadt entfernen darf, ohne einen bewaffneten Beschützer mitzunehmen, indeß in Frankreich, sogar jetzt, nach einer zwölfjährigen, beinahe beispiellosen Verwilderung und Sittenlosigkeit, Jedermann das ganze große Reich von einem Ende zum andern eben so ruhig und sicher durchreisen kann, als wenn er lustwandelnd in seinem Garten auf- und niederginge? Woher mag es überhaupt kommen, daß der Franzose, wenn er einmahl schlecht geworden ist, eher auf feine Betrügereien und Gaunereien, als auf gewaltsame Beraubungen verfällt, der Engländer hingegen, in gleicher Lage, diese letzten jenen ersten in der Regel allemahl vorzuziehen pflegt. Ich glaube, zwei Gründe bemerkt zu haben, wodurch dieser Unterschied erklärt werden kann. Der eine liegt in der natürlichen Sinnesart, der andere in der Verfassung beider Völker.

Der Franzose liebt das Feine und Sinnreiche, wie

in allen Dingen, so auch sogar in seinen Lastern. Wenn er daher die Wahl zwischen zwei Bubenstücken hat, wovon das eine Verstand, Klugheit und List, das andere hingegen nur Muth und Körperkraft erfodert, so erklärt er sich sicher für das erste. Es scheint ihm anständiger, seiner würdiger zu sein. Der Engländer hingegen, gerade und offen in allen seinen Handlungen, bleibt dieser seiner Gemüthsart auch im Laster treu. Nach ihm giebt es für einen Mann von Ehre, für einen Britten, nichts Entehrenderes und Schändlicheres, als Betrug und Lügen. Will er also einmahl rauben, so verachtet er diese, und wählt ohne Bedenken den offnen Straßenraub. Als Straßenräuber wird er zwar gefürchtet, gehaßt und — gehenkt, wenn er sich ertappen läßt; aber nicht verachtet. Diese letztgenannte Strafe, in seinen Augen die schwerste unter allen, trifft nur den Lügner und Betrüger, welcher nicht gehenkt wird, es müßte denn sein, daß er falsche Wechsel oder falsches Geld verfertiget hätte.

Der zweite, in der Verschiedenheit der Verfassungen beider Völker liegende Grund scheint mir folgender zu sein. In England giebt es beinahe gar keine Ordnungsaufsicht (Polizei), oder doch nur eine höchst einfache und schlaffe, in Frankreich hingegen die allerzusammengesetzteste, künstlichste und strengste, die man sich nur denken kann. Dort darf Keiner auf bloßen Verdacht hin, wenn dieser auch auf der größten Wahrscheinlichkeit beruhet, verhaftet werden, sondern es muß ein Ankläger dasein, der sich zum Beweise erbietet, und dieser Beweis muß durch Zeugenaufstellung geführt werden können; hier hingegen dürfen die Ordnungsaufseher, wie die Regierung, Jeden, den sie wollen, auch ohne Ankläger, beim Kopfe nehmen und einkerkern, ja

sogar verschwinden lassen, ohne daß bekannt zu werden braucht, wo er geblieben ist. Da nun diese scharfe Französische Aufsicht zugleich eine Art von Allgegenwart und Allwissenheit ausübt, indem sie ein Heer von Beobachtern unter allerlei Gestalt durchs ganze Land unterhält, so wird die feinste Gewandtheit und List auf Seiten Desjenigen erfodert, der sich vor ihr verbergen, und ihren Nachforschungen entgehen will. Der Französische Taugenichts sieht sich also, nicht bloß durch natürliche Neigung, sondern auch durch die Nothwendigkeit gezwungen, den Betrug der Gewalt, die Gaunerei dem Straßenraube vorzuziehen. Die in Frankreich, aber nicht in England, unterhaltene Straßenreiterei (ehemahls Maréchaussée, jetzt Gendarmerie genannt) wirkt dann freilich auch nicht wenig mit zur öffentlichen Sicherheit.

Auf welcher Seite nun der Vortheil sein mag? ob es dem Staate und den darin lebenden Bürgern vortheilhafter sei, die Gesetze von listigen Betrügern, oder von Straßenräubern verspottet zu sehen? das mag ein Anderer untersuchen. Glücklicher als beide ist in jedem Falle dasjenige Land, wo die öffentliche Sittlichkeit die feinen Schelmereien, und die obrigkeitliche Aufsicht die gewaltsamen Beraubungen verbannt hat.

Die Champagne ist von der Natur in zwei sehr gegen einander abstechende Landschaften getheilt, wovon die westliche die fruchtbare (la Champagne fertile), die östliche hingegen die lausige oder armselige (la Champagne pouilleuse) genannt wird. Beide führen ihren Namen nicht mit Unrecht. Die erste gehört nämlich zu den fruchtbarsten und lachendsten, die andere zu den dürresten, kahlsten und unfruchtbarsten Ländern, die es geben mag. Jene bringt den köstlichen

Champagnerwein, diese hingegen nur einige leichte Getreidearten, und zwar so spärlich hervor, daß ihre Einwohner sich nur kümmerlich davon nähren können. Indeß ließe sich auch dieser armselige Boden wol noch um Vieles verbessern, wenn nicht die Bewohner desselben durch Armuth gehindert würden, bessere Grundsätze des Ackerbaues anzuwenden, z. B. durch lebhaftern Anbau der Kartoffeln und der Futterkräuter einen größern Viehstand möglich zu machen. Aber dazu gehörte ein Vorschuß, den sie aus eigenen Mitteln zu machen nicht im Stande sind. Sie müßten sich nämlich entschließen, einen Theil ihres erbärmlichen Kornlandes eine Zeit lang brach liegen zu lassen, und allen Dünger, den sie schaffen könnten, dazu anwenden, sich gutes Kartoffelnland und künstliche Wiesen durch Anbau der Futterkräuter zu machen. Dann würden sie mehr Vieh halten können, und dadurch nach und nach in den Stand gesetzt werden, auch ihr Kornland zu verbessern. Aber dazu gehörte die Aufopferung des Ertrages, wenigstens eines Theils ihrer Ländereien, auf einige Jahre; und wovon sollten sie in dieser Zwischenzeit leben? Hier müßte also die Regierung durch Vorschüsse zutreten; diese aber hat der anderweitigen Ausgaben, welche dringender scheinen, noch so viele, daß, vor der Hand wenigstens, daran wol noch nicht zu denken sein dürfte.

Bei meiner ehemahligen Reise durch dies Land bot sich mir in der fruchtbaren Hälfte desselben ein Schauspiel dar, welches mich rührte und entzückte: ein ganzes Volk, das aus lauter fröhlichen Menschen bestand. Ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, daß ich damahls nicht ein einziges ernsthaftes, geschweige denn verdrießliches oder trauriges Gesicht zu sehen bekam.

Alle, Männer und Weiber, Jung und Alt, schienen von einem fröhlichen Räuschchen, und zwar in Champagner-Wein, begeistert zu sein. Alles lachte, dahlte, hüpfte, jauchzte oder sang. Der hiesige Wein (und er war damahls in Epernai und Chalons, den beiden Hauptörtern, durch welche man kommt, köstlicher, als ich ihn je getrunken hatte) und die Menschen dieses Landes schienen vollkommen einerlei Natur und Eigenschaften zu haben; beide voller Geist und Kraft, beide lieblich und gutartig, beide perlend und brausend. Wie fand ich diesmahl auch hier Alles so sehr verändert! Der Wein — vermuthlich, weil er in den letztverflossenen Jahren nicht sonderlich gerathen, und kein älterer Vorrath mehr vorhanden war — höchstmittelmäßig, um nicht zu sagen schlecht; die Menschen so ruhig und ernsthaft als unser Einer; vermuthlich eine Wirkung der gewaltsamen Umkehrung der Dinge und alles Dessen, was damit verbunden war. Wer sollte das Lachen nicht verlernen, wenn er zwölf Jahre lang ein Zeuge der gräulichsten Begebenheiten sein, und unaufhörlich in Gefahr schweben muß, selbst ein Opfer derselben zu werden. Fast thut es mir leid, meinen Weg noch einmahl durch die Champagne genommen zu haben, weil das schöne, liebliche Bild von diesem Lande und seinen frohsinnigen Bewohnern, welches ich ehemahls aus ihm mitnahm und diesmahl wieder anzufrischen dachte, nun beinahe ganz verwischt worden ist.

Einen recht fröhlichen Mittag habe ich indeß zu Epernai verlebt. Da ich hier mit meiner Reisegesellschaft zu Tische saß, und der leidlich-gute Champagner, den man uns vorsetzte, seine Wirkung durch Lachen und Gesang zu äußern anfing, gab ich meine Verwunderung zu erkennen, in den zwölf Wochen mei-

nes Aufenthalts in Frankreich, von Calais bis hier, nicht ein einziges Mahl auch nur eins von den weltberühmten Liedern gehört zu haben, die ihnen während des ganzen Umwälzungskrieges so sehr viel werth gewesen wären, und die man durch ganz Europa mit Theilnahme ihnen nachgesungen hätte. Ich wäre, sagte ich, um so mehr darüber erstaunt, da ich noch kürzlich in England an allen öffentlichen Vergnügungsörtern ebendiese Lieder, zur sichtbaren Freude ihrer ehemahligen Feinde, sogar von den Feldspielern des Herzogs von York, hätte blasen gehört. Die acht oder neun gegenwärtigen jungen Männer, die beim Klange dieser Lieder mehrmahls Schanzen erstiegen und Schlachten geliefert hatten, zuckten die Achseln und sagten: es ist jetzt der Ton nicht mehr! Indeß, sagte Einer von ihnen, was hindert uns, sie hier, und zwar auf der Stelle zu singen? Er hatte dies kaum ausgesprochen, als die ganze Gesellschaft den Marseiller Marsch anstimmte. Wir saßen noch am Tische; aber bei den Worten: aux armes, Citoyens! (zu den Waffen, ihr Bürger!) sprangen Alle, wie auf ein gegebenes Zeichen, von ihren Sitzen auf, fochten mit geballter Faust hoch über ihren Köpfen in die Luft, und schienen in dem Augenblicke rein vergessen zu haben, daß wir, fern von allem Waffengetümmel, an einer friedlichen und fröhlichen Tafel saßen. Ihre Blicke schossen Blitze, alle ihre Muskeln schwollen zur höchsten Spannung auf, Tod und Verderben lagen auf ihren drohenden Gesichtern, die in Flammen zu stehen schienen. Der Anblick hatte etwas so gräßlich Schönes, daß ich unendlich bedauerte, kein geschickter Zeichner zu sein, der den Ausdruck dieser Gesichter mit der Bleifeder auf einem Blatte Papier hätte festigen können. —

Man hat auf dieser Reise durch die Champagne in der längsten Strecke des Weges fast immer das Vergnügen, an dem linken Ufer des Marneflusses hinzufahren, welcher schlangenförmig durch ein eben so schönes als langes Wiesenthal dahinschleicht, und überaus liebliche Landschaften bildet, denen die Bergkette, an welcher der köstlichste Wein dieses Landes wächst, zum Hintergrunde dient. Man kommt über Meaux, Ferté, Château-Thierry, Dormans, Epernai, Chalons und Clermont. Unter diesen nicht sehr bedeutenden Oertern ist Chalons der vorzüglichste. Zu Meaux zeigte man mir des berühmten Lafontaine's einstmahliges Wohnhaus, welches sich noch erhalten hat. Ebendieser Ort besaß einst noch einen zweiten großen Mann, Bossuet, welcher Bischof hier war. Zu Dormans übernachteten wir in einem Gasthofe, dem eine ehemahlige Nonne vorstand. Man sah es diesem Hause in allen seinen Räumen deutlich an, daß die Vorsteherinn desselben nicht zur Haushälterinn erzogen war. Denn weniger Ordnung und mehr Schmutz, als ich hier fand, ist mir nicht leicht vorgekommen. Unreinlichkeit ist in Frankreich überhaupt noch immer an der Tagesordnung, welches Einem, der eben erst aus England kommt, doppelt auffällt und unangenehm ist. Für Den, der unmittelbar aus Deutschland kommt, hat es weniger damit auf sich. Eine Folge dieser Unsauberkeit ist das nächtliche Leiden, dem man in Französischen Gasthöfen, selbst in den größten und glänzendsten in Paris, schwerlich entgeht. Ich wenigstens habe ihm überall erliegen müssen. Dies ist die Bevölkerung der an sich überaus bequemen Betten, die man hier überall findet, mit einem der scheußlichsten Geziefer, welches den Geruchsnerven nicht weniger, als der Haut beschwerlich

fällt. Die Franzosen, welchen dieses wirklich große Uebel etwas sehr Gewöhnliches ist, sind mehr als unser Einer dagegen abgehärtet. Wenigstens können sie noch darüber scherzen; denn gewöhnlich war die erste Frage, welche des Morgens beim Einsteigen Einer dem Andern mit lachendem Munde that, die: ob er auch starkes Einlager in seinem Bette gefunden habe?

Da ich der Französischen Betten einmahl erwähne, so muß ich Dir doch beiläufig sagen (was Du Deiner Mutter mitzutheilen nicht verabsäumen wirst), daß ich diesmahl nicht vergessen habe, hier im Lande nicht bloß zu erkundigen, sondern auch mit eigenen Augen zu beobachten, was ich ehemahls unachtsamer Weise zu bemerken unterlassen hatte. Ich meine die Art und Weise, wie die Franzosen ihre musterhaften Matratzen (nebst den Englischen die besten in der Welt) zu verfertigen, und so gut zu erhalten wissen, daß man darauf wetten möchte, sie wären an dem Tage erst, da man sich darauf niederlegt, neu gemacht worden, auch wenn sie schon lange gedient haben. Sie sind nämlich und bleiben völlig wagerecht, und eben so schnellkräftig, als wenn sie heute erst gestopft wären; dahingegen die unsrigen, wie Du weißt, sehr bald dem Eindrucke nachgeben, und eine Grube bekommen, worin der Schlafende ein eben so unangenehmes, als erhitzendes, folglich der Gesundheit nachtheiliges Lager findet. Ihr Mittel besteht darin, daß der Inhalt ihrer Matratzen nicht, wie bei uns, bloß aus Pferdehaaren, sondern aus diesen und aus Schafwolle besteht, und daß man sie dann alle Jahr einmahl umarbeiten läßt. Das Verhältniß der Menge beider Zuthaten scheint beinahe gleichgültig zu sein. Einige nehmen von beiden gleichviel, Andere zwei Drittel Wolle und ein Drittel Pferdehaare, näm-

lich 12 Pfund von jener, und 6 Pfund von dieser. Wolle und Pferdehaare werden entweder zu einem vermischten Gewirre durcheinandergezupft, oder man legt auch die Wolle zwischen zwei Lagen von Pferdehaaren in die Mitte. Das Durchstechen der Matratze geschieht völlig eben so, wie bei uns; wenigstens habe ich nichts Unterscheidendes dabei bemerken können. Die Zuthat der Wolle also, verbunden mit dem jährlichen Umarbeiten, scheint das einzige Mittel zu sein, durch dessen Anwendung die hiesigen Matratzen den hohen Vorzug vor den unsrigen erhalten. Da dieses häusliche Geschäft in der Mitte des Sommers, und zwar auf dem innern Vorraume, in freier Luft vorgenommen wird, so hatte ich in jeder müßigen Minute Gelegenheit, dieser Verrichtung aus meinem Fenster zuzusehen. Sie geschieht hier meistentheils von Weibern, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß in eben der Zeit, in welcher ein fleißiger Teppicher bei uns eine einzige Matratze zu Stande bringen würde, jene, deren immer drei oder viere sich einander in die Hand arbeiten, schon 6 — 8 Stück vollendet haben.

Sollte dieses Blatt jemahls einem jener erhabenen Schöngeister zu Gesicht kommen, welche Alles, was das gemeine menschliche Leben betrifft, so tief unter ihrer Würde sehen, so kann ich mir das verächtliche Nasenrümpfen denken, womit er es von sich werfen würde. Was ist dabei zu thun? Meine alte, nun schon zur andern Natur mir gewordene Unart, nicht ausschließlich dem Schönen nachzulaufen, sondern auch das Nützliche, wo es sich auf meinem Wege findet, für mich und meine Mitmenschen mitzunehmen, diese verjährte Unart jetzt noch abzulegen, ist mir nun einmahl nicht mehr möglich.

Ich lasse mir daher jenes Naserümpfen gefallen, und — fahre fort.

Ich habe gegen diese Art, die Matratzen zu verfertigen, einen Einwurf gehört, der, wenn er gegründet befunden werden sollte, sie verwerflich machen würde. Die eingemischte Wolle, sagt man, ist die Ursache des in Frankreich herrschenden Uebels, worüber ich oben geklagt habe; sie zieht das Bettungeziefer an, und dient ihm zum Aufenthalte. Wäre dieses gegründet, so möchte ich freilich lieber auf Stroh, als auf der schönsten Französischen Matratze schlafen. Aber hat denn auch die Erfahrung wirklich schon darüber entschieden? Oder waltet nicht vielleicht der so gewöhnliche Fehlschluß dabei ob: daß von zwei Dingen, welche zusammen erscheinen, oder auf einander folgen, das eine immer die Ursache des andern sei? Ist es wirklich die Wolle, oder nicht vielmehr die Französische Unsauberkeit, was die Erzeugung und Vermehrung jenes Ungeziefers begünstiget? Die Sache verdient, durch sorgfältig angestellte Versuche aufs Reine gebracht zu werden.

Diesseits St. Menehoud, einem kleinen Orte, der durch die Entweichungsgeschichte des unglücklichen Königs, Ludewigs XVI., so bekannt geworden ist, fängt, auf der Grenze zwischen der Champagne und dem ehemahligen Lothringen, der elende Boden an, sich zu verbessern und wieder fruchtbar zu werden. Man sieht wieder Obstbäume, ja ganze Wälder davon, welche diesmahl, weil wir ein gutes Obstjahr haben, einen sehr erfreulichen Anblick gewähren. In Clermont, wo wir übernachteten, nahm unsere Gesellschaft beim Abendessen dasselbe Zimmer ein, in welchem der ebengenannte unglückliche König auf seiner Flucht einige Stunden verweilte, um sich zu erfrischen und auszuruhen. Hätte

er ein wenig mehr geeilt, so würde er wahrscheinlich entkommen, und Frankreich mit einem der größten Verbrechen, die durch die Umwälzung veranlaßt wurden, nicht besudelt worden sein. In Verdün, einer Festung, welche im letzten Kriege von den Preußen erobert wurde, that es mir wohl, das Lob meiner Landsleute von Menschen verkündigen zu hören, welche nicht wußten, daß ich ein Deutscher war. »Die Preußen sind brave, rechtliche Leute, sagte man; sie haben uns durchaus nicht mehr Böses zugefügt, als sie mußten.»

Metz, wo ich Dir dieses schreibe, ist eine große, feste und volkreiche Stadt an der Mosel. Man schätzt die Zahl der Einwohner, eine Besatzung von 8000 Mann ungerechnet, auf 30,000 Köpfe und darüber. Die Stadt ist zwar alt — sie war einst eine Deutsche freie Reichsstadt! — allein sie hat doch einige schöne und prächtige Gebäude, wozu vornehmlich die erhabene Domkirche, der neue, aber leider! unvollendet gebliebene bischöfliche Palast und das große, Ehrfurcht gebietende Landvogteihaus (Préfecture) gehört. Dieses letzte, ein unermeßliches Gebäude von einfacher und edler Bauart, beherrscht von der Anhöhe herab, auf der es steht, das schöne Wiesenthal, durch welches die Mosel sich in vielfältigen Krümmungen hinwindet. Ein Halbkreis von mahlerischen, zum Theil mit Reben bepflanzten Bergen gegenüber, auf deren einem die Ueberbleibsel einer prächtigen Römischen Wasserleitung zu sehen sind, beschränkt in mäßiger Entfernung seine Aussicht. Der große, mit Baumreihen bepflanzte Platz, auf welchem dieses mächtige Gebäude sich erhebt, dient zur öffentlichen Wandelbahn. Diese ist eine der geräumigsten und anmuthigsten, die ich in irgend einer Stadt je gesehen habe. Sie wird jetzt durch Zuwerfung des die Beifeste von

der Stadt absondernden breiten und tiefen Grabens noch beträchtlich vergrößert. Da Frankreichs Grenzen durch den letzten Friedensschluß bis in die Mitte unsers Rheinstroms vorgerückt worden sind, so kann es jetzt die zweite und dritte Linie seiner innern Festungen entbehren, die man daher auch schon abzutragen, und dafür neue Grenzfestungen längs des Rheins zu bauen angefangen hat, indeß wir, die Ueberwundenen, noch die wenigen Festen, die uns auf dem rechten Rheinufer übrig waren, zu schleifen uns verurtheilt sahen! Welche Aussicht in die Zukunft wird uns dadurch eröffnet! Hätten wir nicht unsern letzten Blutstropfen daransetzen sollen, um wenigstens diese Schmach und Gefahr von uns und unsern Nachkommen abzuwehren?

Auch hier in Metz sind Handel und Gewerbe nicht bloß gelähmt, sondern beinahe ganz zernichtet. Es ist gerade Messe oder Jahrmarkt hier; allein kahler und menschenleerer ist wol noch nie ein Jahrmarkt gesehen worden. Ich schaue aus meinem Fenster auf den Platz hinab, wo die Buden aufgestellt stehen; allein vergebens sehe ich mich nach Käufern um. Außer einigen wenigen Menschen, die, vermuthlich in andern Geschäften, die Straßen zwischen den Buden entlang gehen, und von den ausgestellten Waaren gar keine Bemerkung zu nehmen scheinen, erblicke ich Niemand. Auf der Mosel kann ich, so weit man sie hier übersieht, nicht einmahl einen Fischerkahn, geschweige denn ein Frachtschiff, entdecken. Die Straße, auf der ich von Paris bis hieher gekommen bin, war von Fuhrwerken, mit Kaufmannsgütern beladen, beinahe eben so leer. Welch unnatürlicher Zustand für ein Land, welches der Erzeugnisse aller Art so überschwänklich viele besitzt, und durch seine Fruchtbarkeit, seine Bevölkerung, seine Ströme, seine

Meere und Tochterländer in andern Welttheilen bestimmt wäre, unter allen handeltreibenden Völkern die erste Stelle einzunehmen! Doch für Europa ist dieser unnatürliche Zustand, worin man Frankreichs Handel nicht ohne Bedauern sehen kann, vielleicht ein Glück. Was würde aus diesem Europa, ich möchte sagen, was würde aus der Welt werden, wenn Frankreich, außer seinen anderweitigen unermeßlichen Hülfsquellen, auch noch Englands Handel jetzt schon an sich gerissen hätte, wie es wahrscheinlich künftig doch einmahl geschehen wird! Was daraus werden würde? Vermuthlich eine einzige allgemeine sogenannte Republik, wovon Paris der Mittelpunkt wäre.

Morgen reise ich mit meinem lieben jungen Zimmermanne, der sich vertrauenvoll mir angeschlossen hat, in einem von Paris nach Mainz zurückkehrenden halben Wagen ab. Nur eine alte Frau, welche heute damit angekommen ist, soll uns darin begleiten; und der Fuhrmann verspricht, uns in fünf Tagen nach Mainz zu bringen. Von daher werde ich Dir wieder schreiben, mein theurer Eduard. Umarme die Unsrigen, wie ich Dich

---

Zwei und dreißigster Brief.

Mainz.

Es ist doch eine schöne Sache um das Wiedersehen und Wiederbetreten des lieben vaterländischen Bodens, nach einer etwas längern Abwesenheit! Dieses süße Gefühl, welches ich nun schon mehrmahls aus eigener Er-

fahrung kennen gelernt habe, beseligte mich gestern von neuen, als ich einige Meilen hinter Mainz die ersten Deutschen Berge wieder zu Gesicht bekam, noch mehr aber, als ich, bald nach meiner Ankunft, zur Rheinbrücke und über dieselbe hinübereilte, um den vaterländischen Boden selbst zu betreten. Aber reine Freude ist uns hier unten nie, oder doch nur höchst selten beschieden, mein guter Eduard! Auch die meinige wurde mir durch — eine Kleinigkeit, wenn Du willst, gar sehr getrübt. Bekanntlich macht jetzt der sogenannte Thalweg des Rheins, d. i. die größte Tiefe seines Stroms oder das eigentliche Fahrwasser desselben für schwerbeladene Schiffe, die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich aus. Folglich sollten auch, wenn eine völlige Gleichheit zwischen beiden Völkern in dem letzten Friedensschlusse anerkannt worden wäre, die gegenseitigen letzten Schildwachen, die Deutsche und die Französische, ungefähr auf der Mitte der Brücke neben einander stehen, oder, wofern der Grund, daß diese Brücke ausschließlich von Französischer Seite unterhalten wird, hiebei geltend gemacht werden mußte, so sollte doch die letzte Französische Schildwache nur an dem Ende der Brücke, und zwar noch auf dieser, und nicht auf Deutschem Boden, ihren Standort haben. Aber recht als wenn man unserer Ohnmacht spotten wollte, hat man das Französische Schilderhäuschen ungefähr zwanzig Schritte von der Brücke ins Land hineingerückt, indeß der erste Deutsche Posten sich von da, wenigstens eben so viele Schritte weit, in ehrerbietiger Entfernung halten muß. Sind wir denn wirklich so sehr tief gesunken, daß wir selbst auf unserm eigenen Boden, so weit dieser nun noch unser ist, einem fremden Volke nachstehen müssen? Ach, leider! ja! — Unmuthig über diese

traurige Wahrheit kehrte ich nach meiner Wohnung zurück, um das Schicksal meines armen Vaterlandes zu beweinen, und Diejenigen zu verwünschen, deren böse Rathschläge uns in diesen schmählichen Zustand von Ohnmacht und Erniedrigung gestürzt haben.

Meine Reise von Metz nach Mainz ist zwar gleichfalls ganz glücklich von Statten gegangen, allein der größern Hälfte nach von einer Unbequemlichkeit begleitet gewesen, die zu den beschwerlichsten gehört, die ich in meinem ganzen Leben erfahren habe. Ich sagte Dir, glaube ich, in meinem letzten Briefe, daß wir in dem halben Wagen, in den wir uns, mein guter junger Zimmermann und ich, eingemiethet hatten, eine alte Frau zur einzigen Gesellschaft haben würden. Nun, als es früh Morgens zum Einsteigen kam, sahen wir diese in ihrem zugeschlagenen Mantel ein etwas schweres Bündel tragen, welches sie denn auch, verdeckt wie es war, auf ihrem Schooße behielt. Wir setzten uns zu ihr, und das Fuhrwerk fing an zu rollen. Nicht lange, so wurde das Bündel lebendig, und eine schreiende Kinderstimme verkündigte uns das Dasein eines zweiten Reisegefährten, auf den wir nicht gerechnet hatten.

Ich liebe die kleinen Kinder, auch wenn sie uns ein wenig Unruhe verursachen; aber mich mit ihnen in einen engen Wagen für mehre Tage einzupacken, vermeide ich, wo ich umhin kann, gern. Das ging nun aber jetzt nicht mehr, denn zu verlangen, daß die Alte mit dem Kinde aussteigen sollte, wäre hart gewesen; uns selbst aber, nebst unserm Gepäcke, mitten auf der Straße aussetzen zu lassen, hatte auch sein Unbequemes, und würde zur Folge gehabt haben, daß ich, in Ermangelung eines andern Fuhrwerks, noch einige Tage zu Metz, wo ich nichts zu thun hatte, hätte bleiben müssen Ich

beschloß daher, das kleine Ungemach, welches meiner wartete, geduldig zu übernehmen, und zwar als eine wohlverdiente Züchtigung für die Fahrlässigkeit, die ich mir hatte zu Schulden kommen lassen. Die Klugheit hätte nämlich verlangt gehabt, mich beim Einmiethen in dieses Fuhrwerk mit der Gesellschaft, die ich darin haben sollte, erst ein wenig bekannt zu machen. Das hatte ich aber versäumt; und so ergab ich mich nun in mein Schicksal.

Aber wie erschrak ich, als die Alte, bei dem fortwährenden Geschrei des Kindes, den Mantel endlich auseinanderschlug, und uns ein anderthalb- oder zweijähriges Geschöpf sehen ließ, welches über und über mit einer scheußlichen Pockenkruste völlig belegt war! Ich rief bei diesem, alle Sinne empörenden, Anblicke dem Kutscher zu, daß er halten solle, und fing nun zuvörderst an, diesen nach Verdienst zu schelten, daß er sich eine so unredliche Handlung erlaubt habe, uns zu verheimlichen, daß, außer der Frau, noch ein Kind, und zwar in diesem gräulichen Zustande, mitgenommen werden solle. Dieser, ein kurzangebundener, jähzorniger Querkopf, gab erst meine Vorwürfe der alten Frau zurück, die ihn, wie er sagte, dazu beredet hätte; dann aber fing er, als wenn er der Beeinträchtigte, ich aber der Beleidiger gewesen wäre, so laut und wild mit mir zu zanken an, daß ich entweder schweigen, oder mich mit ihm schlagen mußte. Da ich zu dem Letzten weder Beruf noch Lust hatte, so wählte ich klüglich das Erste, und wandte mich nun an die alte Frau, um von dieser zu hören, woher sie komme? wohin sie wolle? und was sie bewogen habe, sich mit dem Kinde in diesem Zustande auf den Weg zu machen? Sie kam von Paris, wo sie ihren Sohn, einen ausübenden Arzt, besucht

hatte; zwei Tage vor ihrer Abreise war das Kind krank geworden; der Arzt aber, der entweder so unwissend war, das Pockenfieber für ein Flußfieber zu nehmen, oder so gewissenlos, sich des kranken Kindes entledigen zu wollen, hatte versichert, daß es damit nichts auf sich haben werde. Allein am zweiten Tage nach ihrer Abreise brachen die Pocken aus. Von Metz wollte sie nun noch nach Marnheim, einem drei Tagereisen von hier, auf unserer Straße liegenden kleinen Orte, reisen, wo ihr Schwiegersohn, der Vater des Kindes, Gastwirth ist. Ich stellte ihr vor, wie unvernünftig sie gehandelt habe, daß sie nicht bis zur Genesung des Kindes in Metz geblieben sei, und hoffte, sie würde den begangenen Fehler dadurch wieder gutmachen, daß sie zu St. Avold, der nächsten kleinen Stadt vor uns, ausstiege, um bis zur Wiederherstellung des armen schwer-kranken Kindes daselbst zu bleiben. Umsonst! Ihr Schwiegersohn und ihre Tochter wüßten, sagte sie, daß sie unterweges sei; Beide liebten das Kind unaussprechlich, und würden, wenn sie hören sollten, daß es die Pocken bekommen habe, und daß sie deßhalb mit ihm habe liegen bleiben müssen, vor Schrecken des Todes sein. Vergebens bemühte ich mich, ihr begreiflich zu machen, daß es Gewissenspflicht für sie sei, in dem genannten Orte zu bleiben; sie war unbeweglich. Nun, sagte ich endlich, so werde ich thun, was mein Gewissen mir befiehlt; ich werde in St. Avold zum Friedensrichter gehen, und Sie zwingen lassen, Barmherzigkeit gegen das arme leidende Geschöpf zu üben, welches Sie so unmenschlich morden wollen. Sie antwortete kalt und entschlossen: das werde sie nicht hindern können; allein ich solle wissen, daß ich die Aeltern des Kindes durch den Schrecken, den ich ihnen bereiten wolle, zuverlässig tödten würde;

denn sie hingen an diesem ihrem Lieblinge mit einer Zärtlichkeit, wovon ich vielleicht mir keinen Begriff zu machen vermöchte. Ich dachte hiebei an Dich, mein lieber Eduard, und an Sophie, Karl und Auguste, und war schwach genug, der Alten nachzugeben. Betrachten wir, sagte ich zu meinem jungen Freunde, das Ungemach, welches wir nun einmahl wol werden übernehmen müssen, als eine Tugendübung. Wir sind ja Beide gut auf den Beinen; was hindert uns denn, bis Marnheim zu Fuß zu gehen, und uns den Krankenkasten nachfahren zu lassen? Im Nothfalle nehmen wir irgendwo ein anderes Fuhrwerk. Und so stiegen wir aus, und schritten tapfer vor.

Unser Unglück aber wollte, daß Regenwetter einfallen mußte, welches einige Tage hindurch in starken Schauern abwechselnd anhielt. Da zwang uns denn die Noth, wenn wir nicht ganz durchnäßt werden wollten, von Zeit zu Zeit wieder einzusteigen. Die Stunden, die wir auf diese Weise in dem verpesteten Wagen zubringen mußten, gehören zu den gräßlichsten, die ich je verlebt habe. In einer Todtengruft voll modernder Leichen kann es keine abscheulichere Luft geben, als diejenige war, die wir hier einathmeten, ungeachtet der Wagen auf drei Seiten offen war, und Jeder den Kopf, so weit er nur konnte, aus dem Schlage hinaussteckte. Aber selbst um die Außenseite des Wagens her war der Dunstkreis noch verpestet und mit dem unausstehlichsten Gestanke erfüllt. Hiezu das jammervolle Gewimmer und Röcheln des armen Kindes, dessen Tode wir stündlich entgegensehen mußten! Nie hatte ich die Abscheulichkeit der Pockenkrankheit in einem so fürchterlichen Grade und so in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt. Wie oft segnete ich in Gedanken den unsterb-

lichen Mann, welcher uns das Mittel gegen diese schreckliche Pest der Menschheit, die Schutzpocken, entdeckt hat!

Meine Hoffnung, irgendwo ein anderes Fuhrwerk miethen zu können, schlug auch fehl, weil wir lauter kleine Oerter berührten, wo weder Pferde noch Wagen zu bekommen waren. Unser Fuhrmann hatte nämlich die ehemahls gewöhnlichere Straße über Zweibrücken verlassen, und die kürzere und jetzt bequemere, über Kaiserslautern, gewählt, wohin wir aber erst am dritten Tage gelangen konnten. Geduld, verbunden mit dem tröstlichen Gedanken, daß wir mit unserm Ungemache der Menschlichkeit ein Opfer brächten, war das Einzige, was uns unter diesen Umständen zur Stütze unserer Standhaftigkeit übrig blieb.

Wider meine Erwartung blieb das arme Kind bis zum dritten Abend, wo wir seine Heimath erreichten, leben, ungeachtet es in den letzten 24 Stunden nicht einmahl mehr wimmern, und kaum noch etwas Flüssiges hinunterbringen konnte. Als wir uns dem Orte näherten, blieb ich mit meinem guten Gefährten absichtlich zurück, um den herzangreifenden Auftritt zu vermeiden, liebevolle Aeltern ihr geliebtes Kind in diesem gräßlichen Zustande wieder erhalten zu sehen. Als wir endlich ankamen, empfing uns der Vater des Kindes mit lautem Schluchzen, und vergaß beinahe seines Jammers, um uns mit Dank und Liebkosungen für die Menschlichkeit zu überhäufen, die wir, wie er sagte, an seinem armen Kinde und an der Großmutter geübt hätten. Am folgenden Morgen mußten wir ihm die Bezahlung für das Genossene mit Gewalt aufdringen, weil er durchaus nichts von uns annehmen wollte. Das Kind lebte zwar noch, aber wahrscheinlich schlug die Stunde seiner Erlösung unmittelbar nach unserer Abreise.

Man kommt auf dieser Reise, von St. Avold an, durch viele überaus anmuthige Gegenden. Der Boden, die Berge, die Eichen- und Buchenwälder, kurz, die ganze Natur verräth unverkennbar, daß diese Länder einst zu Deutschland gehörten. Alles hat noch jetzt hier Deutsches Ansehen. Besonders sieht man mit Vergnügen wieder stolze Eichenwälder, die mit Wiesengründen und reichen Feldbreiten abwechseln. Die Gasthäuser der Straße sind zwar nicht groß und prächtig, allein man findet darin doch Alles, was ein Reisender, der nicht gar zu verzärtelt ist, folglich auch nicht gar zu viele erkünstelte Bedürfnisse mitbringt, zu seiner Erfrischung und Erquickung nur immer bedarf. Und das für so wenig Geld! Lothringen gehört zu den wohlfeilsten Ländern, die ich kenne. Zu Vorbach z. B., einem kleinen Orte, wo wir unser erstes Nachtlager hielten, ließ man uns für ein niedliches Abendessen von sechs Schüsseln, mit Pfälzerwein, für reinliche Betten, Licht und Aufwartung in artigen Zimmern, nebst Frühstück, nicht mehr als 50 Stüber oder 15 Ggr. bezahlen. Wie unerhört billig!

Von Saarbrück an stößt man hin und wieder auf Ueberbleibsel von Verwüstungen des letzten Krieges, doch nur da, wo vorher Schlösser standen. Das Schloß zu Saarbrück, ein anderes bei Neuenkirchen, ein drittes mitten in einer Waldung belegenes, Jagdberg genannt, welches der Herzog von Zweibrücken erst wenige Jahre vorher groß und prächtig hatte erbauen lassen, liegen in Trümmern. Von fern erblickt man den einst so prächtigen, jetzt aber gleichfalls gänzlich verwüsteten Karlsberg, ein Schloß mit großen und herrlichen Gartenanlagen, wo Zweibrückens letzter Herzog, ein Herrschwüterich, wie es in Deutschland, Gottlob!

nur wenige gegeben haben mag, den Schweiß seiner armen, schändlich gedrückten und gemißhandelten Unterthanen vergeudete. Die Franzosen, hievon benachrichtiget, bezeigten sich denn auch nirgends eifriger, den von ihnen damahls ausgerufenen Grundsatz: Krieg den Schlössern, Friede den Hütten! zu vollführen, als gerade hier. Zweibrücken ist unter allen den neueroberten Besitzungen der Franzosen am linken Rheinufer vielleicht das einzige Land, welches seine ehemahlige Verfassung und Regierung nicht wieder zurückwünscht. Es war mit der willkührlichen und tirannischen Verwaltung dieses Landes so weit gekommen, daß man bei jeder Regierungsveränderung nicht mehr verlieren, sondern nur gewinnen konnte. Auch wurden die Franzosen hier überall mit offenen Armen empfangen. Das geschah zwar auch in einigen andern Rheinländern, wo man gleichfalls Ursachen zum Mißvergnügen hatte, oder zu haben glaubte, allein die meisten von diesen kamen von der Vorliebe, die sie für die angeblichen Weltbefreier gefaßt hatten, gar bald zurück. Nicht so im Zweibrückschen. Hier fühlt man freilich auch das neue Ungemach, welches die neue Verfassung herbeigeführt hat, nach seinem ganzen Gewichte, allein jede Vergleichung mit Dem, was sie vorher auszustehen und zu fürchten hatten, macht ihnen dasselbe sanft und erträglich. Jetzt kommt es doch nur auf Geld an, welches gegeben werden muß; vorher galt es die persönliche Sicherheit. Und wer wird, wenn Eins sein soll, nicht lieber den letzten Heller, den er hat, hingeben, als stündlich in Gefahr schweben wollen, persönlich gemißhandelt zu werden!

Bei Kaiserslautern fuhren wir über das Schlachtfeld, wo unser guter Landesfürst mit seinen tapfern Preu-

ßen und Sachsen in einer dreitägigen Schlacht den wütenden Stürmen der Franzosen einen unübersteiglichen Damm entgegenstellte, und zuletzt einen vollkommenen Sieg über sie erfocht. Die Ueberwundenen waren mehr geschlagen, als die Sieger wußten, weil die Waldung, worin jene standen, und die einbrechende Nacht die gänzliche Unordnung, worin sie flohen, unsichtbar machten. Landleute dieser Gegend versicherten mir, daß der Boden des weiten Gehölzes am folgenden Morgen mit weggeworfenem Gepäck und Waffen aller Art ganz übersäet gewesen sei; und man zeigte mir unter andern eine Stelle in diesem Walde, wo sie einige zwanzig Kanonen nebst Pulverwagen und dergleichen im Stiche gelassen hatten, die sie erst am folgenden Abend, da sie sich weiter nicht verfolgt sahen, wieder in Besitz nahmen und abführten. Die Verfolgung der Fliehenden in einer so waldigen Gegend, wo man Hinterhalte erwarten mußte, wäre der Klugheit nicht gemäß gewesen.

Bei Kirchheim-Poland, einem niedlichen, überaus schön belegenen Städtchen, der ehemahligen Hofstadt des Fürsten von Nassau-Weilburg, fand ich die mit den herrlichsten Obstbäumen bepflanzte Kunststraße so schön, als ich je eine gesehen habe. Ueberhaupt sind alle Wege, auf welchen ich in Frankreich gefahren bin, wie von Calais nach Paris, so von Paris nach Mainz, so vollkommen wieder hergestellt, daß ich mich nicht genug darüber wundern konnte. Nur einem so thätigen Volke, als die Franzosen sind, war es möglich, so viele Verwüstungen des schrecklichsten Krieges und der gräulichsten Staatsumwälzung in so kurzer Zeit wieder unsichtbar zu machen! Möchte nur alles Uebrige in diesem Lande, besonders in den neueroberten Rheinländern, schon so gut wieder sein, als ich die Straßen fand!

Das ist aber, leider! noch nicht der Fall, am wenigsten in diesen letzten. Zwar verkennt man in denselben keinesweges das viele und wahre Gute, welches die neuen Einrichtungen für die Bewohner derselben herbeigeführt haben, allein man fühlt sich dennoch, so weit ich habe hören und beobachten können, überall bei weiten unglücklicher als ehemahls, und wünscht sich die vorigen Regierungsformen mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, wenngleich nicht überall die vorigen Regierer, zurück. Dieser anscheinende Widerspruch löset sich durch die Bemerkung folgender Unannehmlichkeiten auf, welchen die Bewohner dieser eroberten Länder vor andern Franzosen jetzt noch ausschließlich unterworfen sind.

Erstens ist es an sich schon unbequem und bitter genug, sich von Menschen beherrscht zu sehen, welche nicht unsers Volks sind, folglich auch nicht unsere Sprache reden, und andere Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Neigungen haben, als wir. Sind diese fremden Herrscher vollends Franzosen, d. i. Leute, welche im Glücke so leicht übermüthig, im Befehlen so leicht eigenwillig und herrschsüchtig, gegen Untergeordnete so leicht unverschämt und wegwerfend werden, und gegen Fremde überhaupt, gegen Deutsche aber insonderheit, so gern die Miene der Ueberlegenheit, wo nicht gar die der Verachtung anzunehmen pflegen, so kann man sich die mannichfaltigen Demüthigungen und Kränkungen denken, welche unsere ehemahligen guten Landsleute unter diesen ihren übermüthigen neuen Herren jetzt erdulden müssen. Alle bedeutende Stellen, d. i. alle diejenigen, welche Einfluß, Macht und Einkünfte gewähren, sind, von dem Amte des Landpflegers (Präfecten) an, bis zu dem des untersten Steuerbedienten und Durch-

suchers hinab, größtentheils mit gebornen Franzosen besetzt, welche in der Regel eben so wenig Deutsch verstehen, als die allermeisten Deutschen dieser Länder der Französischen Sprache mächtig sind. Daraus entsteht nun zuvörderst die große Unbequemlichkeit, daß die Beamteten und die Unbeamteten, die Regierer und die Regierten, sich einander oft nicht verständlich machen können, und daß folglich häufige Mißverständnisse zwischen ihnen vorfallen, die denn natürlicher Weise allemahl zum Nachtheil der schwächern Untergebenen ausschlagen müssen. Diese Unbequemlichkeiten können sogar in dem besten Falle, da es beiden Parteien nicht am guten Willen fehlt, ihre Pflichten mit Redlichkeit zu erfüllen, nicht ganz vermieden werden; wie viel unausbleiblicher aber werden sie nicht dann erst vollends sein, wenn die Beamten, wie dies häufig genug der Fall sein soll, jenen guten Willen gar nicht haben, sondern vielmehr den bösen, ihre Untergebenen zu drücken, zu schinden und auf ihre Kosten sich selbst zu bereichern! Die schlimme Absicht soll, der allgemeinen Klage nach, die man hier überall hört, aus den Handlungen und dem Betragen vieler Angestellten, vornehmlich der Unterbeamten, nur gar zu deutlich hervorleuchten; und Anordnungen und Einrichtungen, welche an sich gut und weise sein mögen, sollen dadurch oft in wahre Bedrückungen verwandelt werden. So hörte ich z. B. ziemlich allgemein über die Mißbräuche klagen und murren, die so eben erst bei der Einführung der neuen Maße und Gewichte Statt gefunden haben sollen. Daß eine Gleichheit derselben durchs ganze Land eingeführt würde, leuchtete Jedem, auch dem Einfältigsten, als etwas Bequemes und Nützliches ein; allein die Art und Weise, wie die Unterbeamten dabei verfuhren, machte eine neue Abgabe

daraus, die um so mehr empörte, da der Ertrag derselben nicht in die Staatskasse, sondern lediglich in die Beutel der hungrigen Angestellten floß. Statt sich nämlich damit zu begnügen, in jeder Gemeine Mustermaße und Mustergewichte niederzulegen, und die Leute zu verpflichten, sich danach selbst die ihnen nöthigen Maße und Gewichte machen zu lassen, übernahmen diese immer gierigen Herrscherlinge willkührlicher Weise selbst die Lieferung derselben, und jeder Einwohner mußte ihnen nun von jeder Art derselben ein Stück, und zwar zu einem dreimahl höheren Preise abnehmen, als zu welchem Jeder die nämliche Sache sich selbst hätte verschaffen können. Es mag vielleicht Uebertreibung sein, wenn man mir versichert, daß dergleichen Nebensteuern, von geldgierigen Unterbeamten aufgelegt, die eigentlichen gesetzlichen Abgaben beinahe überwiegen sollen; allein wenn der Betrag derselben auch wirklich nicht so ansehnlich ist, was ich gern glauben will, so fällt er doch Denen, die ihn erlegen müssen, deßwegen beschwerlicher, weil sie wissen, daß er aus willkührlichen Auflagen besteht, die ihnen nicht von der Regierung, sondern von den besagten Angestellten aufgebürdet werden, von welchen sie sich noch obenein, als einfältige Deutsche, herrisch behandelt und zugleich schmählich verachtet sehen.

Noch drückender wird zweitens für die Bewohner dieser neueroberten Länder das Gesetz, daß alle Rechtshändel in Französischer Sprache, und zwar, nach Französischer Weise, durch mündliche Vorträge geführt werden sollen, da doch die allerwenigsten Einwohner diese Sprache verstehen, und selbst viele, vielleicht die meisten Deutschen Anwalte unvermögend sind, sich darin auszudrucken. Billige und menschlich gesinnte Landpfle-

ger haben dieses Gesetz, aus Ueberzeugung, daß es hart sei, bis jetzt noch nicht in strenge Ausübung bringen wollen; Diejenigen aber, welche minder schonend verfahren zu müssen glaubten, und auf die Vollführung desselben dringen, legen nicht nur dadurch ihren Untergebenen eine neue Steuer auf, indem sie dieselben zwingen, neben dem Anwalte auch noch einen Dolmetscher zu besolden, sondern setzen sie auch zugleich in den Fall, die Rechtssprüche, die sie suchen, und welche ihnen nunmehr das Doppelte kosten, gleichsam als Lotterielose aus dem Glückstopfe ziehen zu müssen. Es kommt ja nämlich dabei bloß auf gutes Glück an, ob der Französische Dolmetscher den Deutschen Anwalt richtig versteht, und seine Vorstellungen und Gründe beim Uebersetzen richtig wiedergeben will, oder kann! Daß die Französische Regierung wünschen muß, diese ihre neuerworbenen Kinder je eher je lieber zu Franzosen zu machen, ist natürlich; allein die Rechtspflege sollte, scheint's, das Letzte von Allem sein, wobei man ihnen den Gebrauch ihrer Muttersprache untersagte, weil in der That doch gar zu viel darauf ankommt, daß der Anwalt in jedem Falle seinen Rechtspflegling und der Richter den Anwalt verstehe.

Das dritte und größte Uebel, worüber die Bewohner dieser Länder klagen, ist die Mauth, d. i. das angestellte Heer von Aufpassern und Durchsuchern, welche rings um Frankreich herum eine einzige ungeheure Kette bilden, wodurch das Einschleichen der Bannwaare (Contrebande), die Ausführung selbstgewonnener Landeserzeugnisse und der Steuerbetrug verhütet werden sollen. Einige fremde Waaren nämlich, z. B. alle Englische ohne Ausnahme, sollen in Frankreich gar nicht eingeführt werden; von andern soll Der,

welcher sie einführen will, eine gewisse Steuer entrichten; und der Ueberfluß an Getreide und andern rohen Erzeugnissen, dessen diese fruchtbaren Gegenden sich zu erfreuen haben, soll nicht ins Ausland verfahren, sondern für das Innere von Frankreich aufbewahrt werden. Um nun zu verhüten, daß man die ersten dennoch heimlich einbringe, mit den andern aber die Steuerämter vorbeischleiche, ohne die darauf gesetzte Abgabe zu entrichten, und die dritten dennoch ausführe, hat man jene unermeßliche Kette rings um Frankreich herumgezogen. Diese Einrichtung ist aber, wie dem ganzen Staate überhaupt, so den Bewohnern der Französischen Rheinländer insonderheit, deßwegen so nachtheilig, weil sie theils mit vielen persönlichen Beunruhigungen, Quälereien und Mißhandlungen verbunden ist, theils den Handel und die Gewerbe lähmt, wo nicht gar, wie es hier der Fall zu sein scheint, gänzlich zernichtet; theils aber endlich auch die Sittlichkeit des Volks auf eine durch nichts zu hindernde oder wieder gut zu machende Weise untergräbt. Wer von diesen unausbleiblichen Folgen des Mauthzwanges noch nicht überzeugt ist, der komme jetzt in diese Länder, und sehe, und urtheile. —

Mainz war zwar schon ehemahls, wegen seiner schläfrigen Pfaffenregierung, kein sehr lebhafter Handelsplatz, ungeachtet die Natur, oder seine so überaus vortheilhafte Lage an zweien der sechs Hauptströme Deutschlands, und zwar in der Mitte zwischen Holland, Brabant und Frankreich auf der einen, und Deutschland und der Schweiz auf der andern Seite, es so ganz vorzüglich dazu bestimmt hatte; allein wer es ehemahls gekannt hat, und es nunmehr wiedersieht, den sollte die Oede und Todtenstille, welche sich dieses Orts bemäch-

tiget hat, auf den Gedanken bringen, daß die Pest hier kürzlich gewütet, zwei Drittel seiner Einwohner dahingerafft und alle Gewerbe stocken gemacht habe. Zu Frankfurt ist jetzt gerade Messe. Ehemahls pflegte das Gewühl und Getreibe, welches zu dieser Zeit in jener Handelsstadt herrscht, rings umher und weit und breit, besonders auch in Mainz und den umliegenden Gegenden, wenigstens auf den Landstraßen an der Menge der sie bedeckenden Frachtwagen spürbar zu sein. Nun, was meinst Du wol, wie vielen Frachtfuhrwerken ich von Metz bis hieher begegnet bin? Einem einzigen! So bin ich auch, während meines dreitägigen Hierseins, oft Stunden lang an den Ufern des Rheins unweit der Brücke umhergewandelt; allein — war es Zufall, oder ist aller Handelsverkehr zwischen Frankfurt und Mainz, zwischen Deutschland und Frankreich, jetzt wirklich so ganz gehemmt? — ich sah nicht ein einziges Mahl auch nur ein einziges mit Kaufmannsgütern beladenes Fuhrwerk über diese Grenzbrücke rollen. Der Strom selbst war — einige wenige Fahrzeuge ausgenommen, welche über der Brücke an dem linken Ufer in dem sogenannten Freihafen liegen — wie jetzt alle Französische Ströme — von Schiffen leer. Ich fuhr gestern auf einige Stunden nach Frankfurt, um unsern lieben und liebevollen Freund Hufnagel und seine herzige Familie zu besuchen; allein ungeachtet jetzt alle andere Wege, die von Frankfurt auslaufen, unter der Last der schwerbeladenen Fuhrwerke seufzen, welche die Messe aus der Weite herbeizieht und in die Weite zurücksendet, so begegnete mir doch auch hier, sowol bei der Hinfahrt, als bei der Rückkehr, nicht ein einziger Wagen, der mit Kaufmannsgütern beladen gewesen wäre.

Das scheint mir denn auch ganz natürlich zuzuge-

hen, und gar nicht verwunderniswürdig zu sein. Denn erstens findet jetzt durch ganz Frankreich kein lebhafter Handel Statt, und kann daselbst auch dermahlen nicht Statt finden, aus Gründen, die ich Dir in meinem vorletzten Briefe entwickelt habe; zweitens scheuet Jedermann die beim Uebergange über den Rhein ihm bevorstehenden Mauthbeschwerden des Aus- und Umpackens, besonders aber die dabei häufig vorfallenden Plackereien, Unanständigkeiten und herrischen Behandlungsarten, welche muthwillige und grobe Durchsucher sich gegen die Personen erlauben *). Wer aber vollends verbotene

*) Ueber dergleichen persönliche Mißhandlungen hört man hier die bittersten Klagen. Fällt es z. B. einem ungezogenen und sittenlosen Durchsucher ein, seinen Muthwillen an einem Frauenzimmer auszulassen, so schützt er Verdacht vor, daß sie vielleicht unter ihren Kleidern etwas Verbotenes versteckt haben könnte, und der Elende zwingt sie, sich vor seinen unverschämten Blicken bis aufs Hemde zu entkleiden. Und dergleichen schändlicher Unfug soll zuweilen, wie glaubwürdige Leute mir versichern, in Gegenwart von Vätern und Ehegatten an ihren sittsamen Töchtern und Gattinnen verübt worden sein! Einige rechtschaffene Landpfleger sollen indeß dieser Abscheulichkeit jetzt durch die Anordnung abgeholfen haben, daß Personen weiblichen Geschlechts, deren Anzug Verdacht erweckt, in ein Haus geführt, und hier nur von Weibern durchsucht werden müssen. — Einige Tage vor meiner Ankunft hatte sich folgender Vorgang hier ereignet. Ein über die Brücke kommender Fremder suchte der Mauth vorbeizuschleichen; da er aber bemerkt und angerufen wurde, legte er sich aufs Laufen, und kam den nacheilenden Mauthbedienten aus dem Gesichte. Als diese ihn zu verfolgen fortfuhren, kam ihnen, auf einem Seitenwege zwischen Gärten, ein Mann entgegen, welcher zu seinem Unglücke ungefähr eben so gekleidet war, als der Entlaufene, und wurde sofort von den Verfolgern angefallen und un-

Waare einführen will, der hütet sich wohl, es bei Tage und an den gewöhnlichen Ueberfahrtsorten zu thun; der sucht vielmehr seinen Zweck bei finstrer Nacht und an solchen Stellen des Rheinstroms zu erreichen, wo gegenüber entweder gar kein Aufpasser, oder nur ein einziger steht, welcher leicht bestochen werden kann. Was also noch aus Deutschland nach Frankreich übergeht, das entzieht sich der öffentlichen Bemerkung, und konnte folglich auch mir nicht zu Gesicht kommen.

Wie viele fremde Waaren auf diesen heimlichen, durch Bestechung geöffneten Wegen nach Frankreich jährlich übergehen mögen, kann ich freilich nicht angeben; allein wer Frankreich durchreiset hat, und sich ein wenig darauf versteht, die Erzeugnisse des Englischen Kunstfleißes von denen des Französischen zu unterscheiden, der wird die ungeheuere Summe von 150 Millionen Franken, welche neulich in öffentlichen Blättern, von Frankfurt und Hamburg aus, als der Betrag der im letztverflosse-

---

ter Stößen und Schlägen gezwungen, sich von ihnen fortschleppen zu lassen. Der Mann, welcher sich völlig unschuldig fühlte, suchte ihre Mißhandlungen, so gut er konnte, abzuwehren. Jene, darüber aufgebracht, zogen ihre Seitengewehre, und versetzten ihm mehre so nachdrückliche Hiebe, daß er, von Schmerz und Blutverlust geschwächt, sich ihrer Willkühr überlassen mußte. Sie schleppten ihn hierauf ins Gefängniß, wo er so lange in seinem Blute liegen mußte, bis es zu einer Untersuchung kam, wobei seine Unschuld im hellsten Lichte erschien. Er hatte indeß die ausgestandenen Mißhandlungen und seine Wunden dahin. Ganz Mainz war über diesen schreienden Vorgang empört, und es fehlte wenig, daß es zu einem allgemeinen Volksaufstande gekommen wäre, dem der Landpfleger dadurch vorbeugte, daß er die strafbaren Mauthbedienten verhaften ließ.

nen Jahre in Frankreich heimlich eingeführten fremden, besonders Englischen Waaren angegeben wurde, so sehr übertrieben und unwahrscheinlich eben nicht finden. Wohin man in diesem Lande kommt und blickt, da fallen Einem Leute, besonders Frauenzimmer, in die Augen, deren Anzug aus Englischen Stoffen besteht. Auch in dem Innern der Häuser kommen Einem überall mancherlei Dinge — Zimmerbekleidungen, Geräthschaften, Werkzeuge und dergl. — vor, welchen unverkennbar anzusehen ist, daß sie nicht in Frankreich, sondern in England verfertiget wurden.

Alle jene furchtbaren Anstalten, die verbotenen Waaren von Frankreichs Grenzen abzuhalten, sind also zuvörderst, wenigstens in einem gewissen Grade, fruchtlos. Sie haben bloß den Erfolg, daß die Begierde danach wächst, und daß Diejenigen, welche sich dieselben, trotz jenen Anstalten, dennoch zu verschaffen wissen, sie um ein Beträchtliches theurer kaufen müssen, als sie ihnen bei völlig freiem Handel zu stehen kommen würden.

Allein dies ist das geringste unter den vielen und großen Uebeln, welche die Mautheinrichtung nach sich zieht. Das größte, unersetzlichste und beklagenswürdigste von allen besteht in der dadurch ganz unausbleiblich bewirkten Untergrabung der öffentlichen Sittlichkeit. Der gemeinste Menschenverstand sagt Jedem, auch dem Einfältigsten, gar zu deutlich und bestimmt, daß, wer ein Eigenthum hat, auch das Recht haben müsse, damit zu schalten, wie es ihm gefällt, vorausgesetzt, daß es nicht zum Nachtheile eines Andern geschehe, dessen Eigenthum eben so unverletzlich bleiben muß, als das seinige. Eine Regierung, welche diesen Grundsatz umstößt, oder ihm zuwiderhandelt, indem sie den Gebrauch und die Anwendung des Eigenthums

willkührlich beschränkt, setzt sich dadurch allemahl in den Fall, den Regierten in dem Lichte einer feindlichen Macht zu erscheinen, welcher Abbruch zu thun, welche zu überlisten, zu übervortheilen und zu betrügen, nach dem Kriegsrechte erlaubt ist. Jeder bietet daher Alles, was von Verstand, List und Verschlagenheit ihm beiwohnt, auf, um dieses Recht gegen sie in Ausübung zu bringen, d. i. sie zu hintergehen. Das schöne Verhältniß, welches zwischen gerechten Regierungen und dankbaren Unterthanen für Beide so beglückend herrscht, ist zerrissen! Die kindliche Anhänglichkeit an den Regenten, an den Staat, an die Verfassung desselben, ist dahin! Die Vaterlandsliebe selbst wird schlaff und lau! Man fängt damit an, den Staat oder den Regenten zu betrügen, und hört damit auf, ein entschlossener Schurke gegen Alle zu sein! Die öffentliche Sittlichkeit ist vergiftet, und stirbt dahin!

Ich glaube, so ziemlich Alles gehört und gelesen zu haben, was zur Beschönigung des Handelszwanges von den Vertheidigern desselben vorgebracht zu werden pflegt; allein es hat mich nicht überzeugt.

»Die Gewerke des Landes,« sagt man, »können nicht bestehen, wenigstens nicht emporkommen, wenn den fremden Waaren, worauf die Leute so versessen sind, der Eingang gestattet wird.«

Und warum sind die Leute so darauf versessen? Weil die fremden Erzeugnisse oft besser, und doch zugleich wohlfeiler, als die einheimischen sind. Und warum sind sie das? Weil es den einheimischen Gewerksherren entweder an Kunstfleiß oder Aufmerksamkeit auf ihr Geschäft, oder an eben so guten rohen Stoffen fehlt; jenes, weil das Verbot der fremden Waaren ihnen einen zur Unterhaltung ihrer Werke nothdürftig hinreichen-

den Absatz sichert; dieses, weil man thörichter Weise auch solche Werke des Kunstfleißes erzwingen will, wozu die Natur dem Lande die nöthigen Stoffe versagt hat. Man schränke sich auf diejenigen ein, wozu die Lage, der Boden, das rohe Erzeugniß, mit Einem Worte, wozu die Natur des Landes einladet; und diese werden sicher gedeihen, sobald ein freier, unbeschränkter Handelsverkehr Statt findet, wodurch der Kunstfleiß geweckt und ein heilsamer Wetteifer erregt wird.

»Aber wie viel Geld würde dann nicht aus dem Lande gehen, wäre es auch nur für solche Dinge, auf deren Verfertigung man, dieser Lehre zu Folge, Verzicht thun müßte!«

Laßt es ausgehen, dieses Geld, auch wenn es noch so viel ist; die vollkommene Handelsfreiheit, die ihr euren Bürgern gewährt, ihre dadurch geweckte und angefeuerte Betriebsamkeit, und der dadurch wachsende Flor derjenigen Gewerke, wozu die Natur euch Stoff und Gelegenheit verliehen hat, werden ungleich größere Summen aus dem Auslande zu euch zurückführen. Oder haben wir etwa gesehen, daß Nürnberg, Frankfurt, Krefeld, Hamburg, das Herzogthum Bergen u. s. w. unter dem freien Handelsverkehre, dessen sie genossen, durch Aussendung auch noch so großer Summen für solche Dinge, welche bei ihnen nicht erzeugt werden, verarmt sind? Weltbekanntermaßen ist (vielleicht mit Ausnahme Nürnbergs, seiner gar zu fehlerhaften Verfassung und Verwaltung wegen) gerade das Gegentheil erfolgt.

»Ja, was in einzelnen Städten und in kleinen Ländern möglich ist, das ist es nicht immer auch in großen Reichen.«

Freilich nicht immer; aber warum dieses nicht,

wovon hier jetzt die Rede ist? Warum nicht der freie Handelsverkehr hier so gut, als dort?

»Weil große Reiche größere Bedürfnisse haben.«

Doch nur in Verhältniß ihrer Größe?

»Nein; sondern auch über jenes Verhältniß hinaus! Die Regierung eines großen Landes muß auch Maßregeln zu ihrer Sicherheit, Maßregeln zur Erhaltung oder Wiederherstellung des allgemeinen Gleichgewichts in Europa nehmen. Dazu bedarf sie großer stehender Heere; und um diese zu haben und zu unterhalten, bedarf sie großer und sicherer Einkünfte. Es muß ihr mehr um die Anfüllung des Staatsschatzes, als um die Bereicherung der Staatsbürger zu thun sein.«

Eine traurige Lehre, die, wenn sie wahr wäre, den Wunsch erzeugen müßte, daß es gar keine große Reiche geben möchte! Aber glücklicher Weise ist sie falsch. Der Flor des Landes und die Wohlhabenheit der Staatsbürger aller Klassen, nicht die Bereicherung des Regenten, muß einer jeden guten Regierung, ihr Land sei klein oder groß, erster und wichtigster Zweck sein. Was die Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts in Europa betrifft, so muß ich ehrlich gestehn, so seltsam es auch klingen mag, daß ich nicht begreife, warum z. B. ein so großes, selbständiges, in sich selbst so kraftvolles und mächtiges Reich, als das Französische ist — vorausgesetzt, daß es nicht die thörichte Absicht habe, sich noch mehr zu erweitern, sondern nur Das zu erhalten, was es besitzt — diese Sorge so sehr zu Herzen zu nehmen brauche. Wer will, wer kann ihm etwas thun, so lange es nur seine Grenzen schützen, nur das Erworbene erhalten, und nicht nach der Alleinherrschaft in Europa streben will? Seine stehenden Heere mag es, wenn sie ihm so durchaus nöthig zu sein schei-

nen, behalten; alle seine jetzigen Einkünfte dazu; allein was bedarf es hiezu des verderblichen Handelszwanges? Kann die Regierung nicht berechnen, wie viel das Steuerwesen, nach Abzug der ungeheuern Kosten, welche die Zwangsmittel verursachen, ihr jährlich im Durchschnitt einbringt? Kann sie diese Summe nicht verhältnißmäßig unter die Landeskreise vertheilen, und jeden von diesen seinen Antheil abermahls verhältnißmäßig unter seine Bezirke, und von den Bezirken endlich wieder unter die in jedem derselben befindlichen Gemeinen vertheilen lassen, und es dabei dem Gutbefinden jeder Gemeine anheimstellen, diejenige Art der Hebung zu wählen, die ihr die bequemste und beste zu sein schiene? Glaubt man, daß in dem ganzen großen Frankreich auch nur eine einzige Gemeine gefunden werde, die, gegen Verwilligung einer allgemeinen und unbeschränkten Handelsfreiheit, sich diese unmittelbare, nur recht verhältnißmäßig vertheilte Auflage nicht von Herzen gern gefallen lassen würde?

»Aber bei der jetzigen Einrichtung müssen zu der Summe, welche durch die Steuern aufgebracht wird, auch die besuchenden oder durchreisenden Fremden beitragen: ein Vortheil, welcher wegfiele, wenn jene mittelbare Auflage in eine unmittelbare verwandelt würde!«

Ich antworte: sollte Das, was die Fremden dazu beitragen, mehr oder auch nur eben so viel ausmachen, als die Unterhaltung jenes Heers von 40 — 50,000 Steuerbeamten kostet, welche Frankreich theils an den Grenzen, theils in dem Innern besolden muß, um das Steuer- und Banngesetz auch nur einigermaßen zur Vollziehung zu bringen? Und würden diese Fremden nicht in eben dem Maße mehr bei euch verzehren und

mehr von euren Waaren kaufen, in welchem sie wohlfeiler bei euch lebten? *)

»Aber«, fährt man fort, »England soll und muß nun einmahl gedemüthiget, und von der Höhe der Macht, auf welcher es durch seinen Kunstfleiß und durch seinen Alleinhandel steht, von uns herabgezogen werden! Durch Schiffsflotten und Heere dürfte dies vor der Hand wol noch nicht thulich sein. Was bleibt uns also übrig, als seinem Handel und seinen Gewerken den Krieg anzukündigen? und wie können wir dies anders und kräftiger bewerkstelligen, als wenn wir seinen Markt verengen, indem wir seinen Erzeugnissen und Waaren Frankreich, und mit ihm die von uns abhängigen Tochter-Republiken gänzlich verschließen?»

Gänzlich? Denkt doch an die 150 Millionen Franken (laßt es auch nur 100 Millionen sein), die, der obigen Angabe zu Folge, für fremde, größtentheils Englische Kunsterzeugnisse, im verflossenen Jahre aus Frankreich gewandert sein sollen! Beantwortet euch

---

*) Ich hörte zu Paris und an andern Orten allgemein darüber murren, daß seit einiger Zeit die besuchenden Engländer, selbst die reichsten, so unglaublich wenig Aufwand zu machen, und fast bis zur Knickerei genau und sparsam zu leben pflegen. Woher diese Veränderung in dem ihnen sonst gewöhnlichen Betragen im Auslande? Nicht aus Dürftigkeit, noch weniger aus Geiz, sondern aus vaterländischem Unwillen über den Krieg, den Frankreich ihrem Handel und ihrem Kunstfleiße angekündiget hat. Weil man nicht will, sagte mir Einer jenes Volks, mit dem ich darüber redete, daß ein Französisches Goldstück oder ein Französischer Laubthaler zu uns nach England kommen soll, so gebietet auch uns die Vaterlandsliebe, nicht mehr Englische Guineen in Frankreich zurückzulassen, als die höchste Nothdurft erfodert.

auch einmahl selbst die Frage: woher, bei den vielen Millionen an Brandschatz- und Unterwerfungsgeldern, die ihr aus Portugal, Spanien, den Niederlanden, der Schweiz, Italien und aus Deutschland gezogen habt, der auffallende Geldmangel bei euch rühren mag, vermöge dessen ihr auf das sicherste Unterpfand nicht anders Geld erhalten könnt, als indem ihr euch zu dem unerhörten Zinsfuße zu 12 von 100 versteht? Woher diese beinahe unglaubliche Erscheinung, wenn es wahr ist, daß ihr euer Land gegen das Einbringen fremder Waaren und gegen die Auswanderung des Französischen Geldes und der rohen Naturerzeugnisse gänzlich zu sperren gewußt habt? Seht euch endlich in den Englischen Häfen und in den Englischen Handels- und Gewerksstädten um, und forschet nach, ob seit der strengen Einrichtung, die ihr getroffen habt, in jenem kunstfleißigen und kaufmännischen Lande auch nur eine einzige Elle Wollen- oder Baumwollenzeug weniger verarbeitet und weniger abgesetzt wird, als ehemahls, da eure strengen Maßregeln dawider noch nicht ergriffen waren? Eure eigenen Augen, die öffentlichen Zollregister und der Anblick des mit Englischen Kauffahrteischiffen überdeckten Weltmeers werden euch vom Gegentheile überzeugen. Ich liebe euch, Franzosen! Ich bewundere euch, in vielen eurer persönlichen Eigenschaften sowol, als auch in manchen eurer öffentlichen Anordnungen und Einrichtungen! Aber in Dem, wovon hier die Rede ist, verkenne ich — verzeiht meiner Kurzsichtigkeit, wofern diese Schuld daran sein sollte! — eure sonstige Klugheit und das euch so vorzüglich eigene zarte Ehrgefühl; jene, weil ihr, mit unermeßlicher Anstrengung und zum Nachtheil eures eigenen Landes, etwas erzwingen zu wollen scheint, was sich nicht erzwingen läßt; dieses, weil ihr durch die

gegen die Einführung der Englischen Kunstwaaren getroffenen strengen Maßregeln das stillschweigende (meiner vollen Ueberzeugung nach, unwahre) Geständniß ableget, daß ihr, bei freiem Wetteifer, es mit dem Erfindungsgeiste und dem Kunstfleiße der Engländer nicht aufzunehmen vermöget, und daß ihr daher Gewalt anwenden müßt, um die Wirkungen jener Ueberlegenheit von euch abzuhalten. Ihr scheint euch selbst dabei zu verkennen, und zu vergessen, daß es kein erfindungsreicheres und thätigeres Volk, als ihr, auf Erden giebt.

»Aber«, sagt man ferner, »wenn Alles, was deine Stubenweisheit uns hier vorschulmeistert, und was unsere staatsklugen Regierer sich allenfalls selbst hätten sagen können, auch noch so wahr und gegründet wäre, so würde doch wenigstens diejenige Mautheinrichtung, welche an der Rheingrenze besteht, nothwendig bleiben müssen, weil sie ohne den allergrößten Nachtheil für Frankreich ganz unmöglich aufgehoben werden kann.«

Ganz unmöglich? Und warum?

»Darum, weil Brabant und die neueroberten Rheinländer zu den reichsten Kornkammern Frankreichs gehören. Wäre nun die Grenze hier nicht gesperrt; wäre es dem zu Folge den Leuten erlaubt, ihr überflüssiges Getreide auszuführen, so würde kein Scheffel davon nach dem innern Frankreich, sondern Alles, Alles auf das rechte Rheinufer hinübergehen?«

Warum?

»Weil das Getreide schon mehre Jahre hindurch auf diesem rechten Ufer, welches weniger Kornland hat, um ein gutes Drittel, oft um mehr noch, theurer gewesen ist, als in den gesegneten Gegenden des linken Ufers. Die Landbauer würden daher, sobald die Ausfuhr freigegeben würde, keine Narren sein, ihr Getreide

im Lande zu verfahren, wo sie so viel weniger dafür bekämen; sondern sie würden Alles auf das rechte Rheinufer bringen, und das alte Frankreich sowol, als auch diese neueroberten Länder selbst würden bittern Korn- und Brotmangel leiden, welches für uns brotliebende Franzosen noch etwas mehr, als für euch Deutsche Kartoffeln-Esser, sagen will!«

Dieser Grund hat freilich vielen Schein; aber man erlaube mir zwei Fragen: 1. Wie bestand denn Frankreich vor der Umwälzung, da die Rheinländer ihm noch nicht gehörten, und da folglich auch noch keine Mauthkette, den Rhein entlang gezogen, die Ausfuhr aus diesen Ländern sperrte? Und 2. woher mag es denn doch in aller Welt kommen, daß, der nunmehrigen Sperrung dieser kornreichen Rheinländer ungeachtet, und gerade seit dieser vorgenommenen Sperrung, das Brot in ganz Frankreich um ein Beträchtliches theurer ist, als es vor der Staatsumwälzung war? Wie? wenn gerade die Sperrung selbst Schuld daran wäre?

»Das ist nicht denkbar.«

Ich dächte doch! Die Sperrung verursachte, daß die Kornpreise auf der rechten Rheinseite stiegen, weil Jedermann besorgte, daß es hier nunmehr an Getreide fehlen würde; die hier gestiegenen Kornpreise aber reizten die Landleute auf der linken Seite, ihrem Getreide, trotz allen Gegenanstalten, den Weg dahin zu bahnen. Dies gelang ihnen denn auch, wie immer und überall, durch Abtretung eines Theils ihrer Vortheile an die untern Steuerbeamten, leicht. So ging also dennoch vielleicht eben so viel Getreide, vielleicht noch mehr als ehemahls, von der linken Seite des Rheins auf die rechte über. Weil dies aber heimlich und in finsterer Nacht geschah, so konnte Niemand die Einfuhr berech-

nen. Die hohen Preise erhielten sich daher, weil Niemand wußte, wie viel schon dawar, und wie viel oder wie wenig man etwa noch bedürfte. Diese fortdauernden hohen Preise aber zogen fortdauernden Schleichhandel nach sich; und so geschah es, daß die Franzosen gerade deßwegen theureres Brot essen mußten und noch essen, weil sie den Deutschen von ihrem Ueberflusse nichts ablassen wollten. Ehemahls, da die erzwungene Theurung auf der rechten Seite des Rheins noch nicht Statt fand, war dies nicht der Fall. Damahls setzten die Kornpreise auf beiden Ufern, bei freiem Umlaufe des Getreides, sich gar bald ins Gleichgewicht; und da fuhr Jeder sein Getreide in diejenige Gegend aus, die ihm die nächste war; Frankreich und Deutschland theilten sich in dem Ueberflusse jener Kornländer; und so hatte man auf beiden Seiten wohlfeileres Brot, als jetzt.

Es giebt noch einen Grund, den man gegen mich anführen könnte, den aber Niemand mir entgegengesetzt hat. Ehrlichkeitshalber will ich ihn selbst hervorziehn.

»Was würde,« könnte man sagen, »aus dem Einflusse und der Macht des Ministers der Einkünfte werden, wenn die Mauth, und mit ihr jene 50,000 Stellen der Steuerbeamten, die er mittelbar und unmittelbar zu besetzen hat, eingezogen werden sollten?«

Dieser letzte, unerkannte Grund schlägt, ich gestehe es, alle meine Gegengründe gänzlich zu Boden. Es läßt sich durchaus nichts darauf antworten; denn er ist gar zu klar und einleuchtend. Die Mauth wird also wol bleiben müssen! Ich strecke das Gewehr.

Es sollte mir leid thun, guter Eduard, wenn diese etwas breit gerathene Auseinandersetzung Dir lange Weile gemacht hätte. Ich schrieb sie ja nur Deinetwegen, und nicht weil mich der Kitzel, über Staatsangele-

genheiten zu klügeln, plagte, nieder. Ich schrieb sie Dir, weil ich wünsche, daß Du Deinen jungen Verstand oft und anhaltend und mit aller Dir beiwohnenden Kraft an solchen Gegenständen üben und versuchen mögest, welche das allgemeine Wohl der Menschheit überhaupt und das der Völker insbesondere betreffen. Junge Köpfe, besonders solche, welche Fähigkeiten verrathen, sollten früh und alles Ernstes dazu angeführt werden; denn wir können in jedem Lande der denkenden Männer, die in solchen Betrachtungen geübt sind, nie zu viele bekommen. Ich bin kein Staatsmann, sondern nur, wie Du weißt, Schulmeister und Landbauer. Ich gebe Dir daher auch Das, was ich über den Handelszwang hier, wie man sagt, zu schulmeistern den Einfall hatte, nicht für Wahrheit, noch weniger für erwiesene und unwiderlegliche Wahrheit, sondern nur als einen nicht unnützen Stoff zum Nachdenken, den Du selbst mit Deinem Verstande bearbeiten und so Dich daran üben sollst. Es könnte sogar sein, daß die Meinung, die ich hier als die meinige vorgetragen habe, die meinige nicht wäre. Wenn ich zu Dir komme, wirst Du mir sagen, ob Du, nach gepflogener reifer Ueberlegung, Dich für oder wider die Mauth erklären zu müssen glaubst. In beiden Fällen werden wir nach wie vor die besten Freunde bleiben. Denn nie, nie hoffe ich, werden Du und ich uns des groben Unverstandes, oder vielmehr der Narrheit schuldig machen, unsere Meinungen und Urtheile für die allein wahren, uns selbst für untrüglich zu halten, und zu verlangen, daß alle andere Menschen uns in allen Stücken beipflichten sollen.

Uebrigens wirst du Dich nicht wundern, daß ich den obigen freimüthigen, aber wohlgemeinten Tadel einer Einrichtung, welche Frankreich mit vielen andern, selbst

Deutschen Ländern gemein hat, in Frankreich selbst für Dich niederschrieb, und nicht das mindeste Bedenken trage, ihn nun auch, da ich noch auf Französischem Boden bin, der öffentlichen Post anzuvertrauen. Welche erbärmlich kleine Meinung müßte ich von der Regierung eines der größten Völker der Erde haben, wenn ich besorgen könnte, daß sie einem arglosen, unparteiischen und wohlwollenden Ausländer zürnen könnte, wenn er, nachdem er so viel Preiswürdiges, welches er in Frankreich fand, weltbürgerlich gepriesen hat, nun auch Dasjenige so offenherzig anzeigen zu müssen glaubt, was mit seinen Wünschen und mit seinen (vielleicht irrigen) Einsichten weniger übereinstimmt. So klein und verächtlich von dieser Regierung und von dem außerordentlichen Manne, der an ihrer Spitze steht, zu denken, bin ich nicht vermögend. —

Das gute Mainz gewährt jetzt, sowol durch seine Oede, seine Entvölkerung und seine Nahrlosigkeit, als auch durch die Gräuel der Verwüstung, welche die von ihm ausgestandene lange und schreckliche Belagerung zurückgelassen hat, einen sehr traurigen Anblick. Die Zahl der Einwohner soll um ein Drittel geschmolzen sein. Vor der Umwälzung wurde sie auf 30 — 32,000 geschätzt; jetzt nur noch auf 21,000. Und selbst diese scheinen für die jetzige Nahrlosigkeit des Orts noch zu viel zu sein. Man sieht es der Dankbarkeit der Leute, welchen man eine Kleinigkeit abkauft, oder sonst ein paar Kreuzer zu verdienen giebt, an, wie nahrungslos der Ort jetzt sein muß. Einige Häuser und Kirchen von denen, welche bei der Belagerung eingeschossen wurden, liegen noch in Schuttklumpen; andere stehen als gräßliche Denkmähler jener unglücklichen Zeiten in Trümmern da, welche den Einsturz drohen. Die schönen al-

ten Baumreihen, die längs des Rheins eine der herrlichsten Wandelbahnen in der Welt bildeten, sind verschwunden; und da, wo, der Mündung des Mains gegenüber, die reizenden Gartenanlagen und Lustgebäude unter dem Namen der Günstlinginn (Favorite) jedes Auge entzückten, ist jetzt ein kahler, zwar mit Menschenblut reichlich gedüngter, aber noch immer nicht wieder bearbeiteter Boden, welcher nur Disteln und anderes Unkraut trägt. Die ganze Gegend rings um Mainz ist noch voller Schanzen, welche den Ort unüberwindlich zu machen schienen. Aber was kann der heutigen Kriegskunst widerstehen, welche unter allen von dem menschlichen Verstande angebauten Künsten, leider! die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht hat!

Ich sagte Dir oben, daß ich einen kleinen Abstecher nach Frankfurt gemacht habe. Welch ein Abstich zwischen dieser freien, und dadurch so lebendigen, so wohlhabenden Handelsstadt, und dem durch seine Mauth gefesselten, folglich todten und verarmten Mainz! Die Natur wollte, daß dieses letzte das und mehr noch sein sollte, als was das erste ist; allein die Verschiedenheit der Verfassungen auf beiden Seiten hat gemacht, daß diese Städte ihr natürliches Los gegen einander verwechselt haben. Frankfurt steht in voller Blüte bis zur Ueppigkeit da, indeß das trauernde Mainz seiner gänzlichen Verödung und Verarmung entgegensieht.

Wie wenig Frankfurt den Verlust der Millionen empfindet, welche die Franzosen ihm abnahmen, und wie blühend, jener starken Brandschatzung ungeachtet, sein jetziger Zustand ist, fällt schon durch die Verschönerung in die Augen, die es in diesem letztverflossenen Jahrzehend erhalten hat. Noch mehr aber wird man davon

überzeugt, wenn man hört, zu welchen unerhörten Preisen Diejenigen, welche bauen wollen — und dieser sind hier jetzt viele — die Grundstelle kaufen müssen. So zeigte man mir unter andern ein schönes neues Haus, welches der Kaufmann Schmidt erbauet hat, mit der Nachricht, daß er die Stelle, worauf es steht, nebst dem darauf befindlich gewesenen alten Gebäude mit 77,000 Gulden habe bezahlen müssen. Von den Verwüstungen des Krieges sieht man um Frankfurt herum nicht die geringste Spur mehr. So auch auf der Straße von hier bis Mainz, welche gleichwol so oft die Schaubühne kriegerischer Auftritte war. Selbst das seitwärts liegende, ganz zerschossene und vertilgte Kostheim steigt schon wieder jung und lustig aus seinen Trümmern empor.

Ich kann diese Gegend nicht verlassen, ohne noch einmahl die einzig-herrliche Rheinfahrt von hier bis Koblenz zu machen, auf der ich vor dreizehn Jahren so überschwänklich viel Vergnügen einerntete. Leute, welche weiterkamen als ich, versichern, daß diese wunderschöne und erhabene Strom- und Bergstrecke ihres Gleichen in der Welt nicht finde; und ich bin geneigt, nach Dem, was ich selbst von der Welt gesehen habe, zu urtheilen, diese Versicherung für nicht sehr übertrieben zu halten. Wünsche mir denn Glück, mein lieber Eduard, daß mein gutes Geschick mir vergönnt, dem Entzücken, welches diese Fahrt mir ehemahls gewährte, mich noch einmahl zu überlassen. Morgen werde ich sie antreten. Lebe wohl, mein Guter! Heute über acht Tage wirst Du, umschlungen von meinen bebenden Armen, mir am Herzen liegen!

Nachschrift.

Da dieser Brief erst morgen abgehen kann, so will ich die halbe oder ganze Stunde, die mir vor dem Schlafengehen noch übrig ist, dazu anwenden, Dir die Schlußfolge aller meiner Reisebemerkungen in zwei Zeilen herzusetzen. Sie ist diese: daß ich mich glücklich schätze, ein Deutscher, vornehmlich aber, ein Braunschweiger zu sein. Du kennst mich, Eduard! und weißt, daß es mir unmöglich ist, etwas zu schreiben, dessen Wahrheit ich nicht in mir fühle. Ich habe ja für diese mir — ich möchte sagen zum Naturzwange gewordene Wahrheitsliebe zu oft und zu öffentlich büßen müssen, als daß ich nicht berechtigt sein sollte, sie mir selbst beizulegen, und zu glauben, daß auch Andere sie mir nicht werden streitig machen wollen. Ich bin daher sicher, daß Du mit Allen, die mich kennen, jene Schlußäußerung nicht für eine, meinem größern und kleineren Vaterlande gesagte, Schmeichelei, sondern für Das, was sie ist, für den reinen und ganz absichtslosen Erguß meiner ungeheuchelten Empfindung nehmen wirst. Wem sollte ich auch schmeicheln wollen? und wozu? Der Einzige, auf den man rathen möchte, denkt ja weltbekanntermaßen zu groß, um Schmeichlern sein Ohr zu leihen, oder gar sie zu belohnen; er will ja nicht einmahl, daß die ihm zum Lobe gereichende Wahrheit gesagt werde! Dasjenige aber, warum man schmeichelt — Zuwachs an äußerer Ehre und an Vermögen — ist für mich, wie Du weißt, nicht mehr brauchbar. Ich besitze — Dank sei der gütigen Vorsehung! — und erwerbe mir noch immer von Beiden gerade so viel, als

ein rechtlicher Mann ohne große Ansprüche, Bedürfnisse und Leidenschaften nöthig hat, um anständig und zufrieden unter seinen Mitbürgern leben zu können, und von keinen drückenden Nahrungssorgen gequält zu werden. Mehr davon habe ich mir nie gewünscht, und ich würde es, wenn man mir es ungebeten schenken wollte, nach meiner Dir bekannten Denk- und Lebensweise, als eine Bürde, womit ich mich nicht beladen mag, geradezu verbitten müssen.

Also, noch einmahl und mit Zuversicht sei es gesagt: ich schätze mich, nach Allem, was ich im Auslande gesehen und bemerkt habe, recht sehr glücklich, ein Deutscher, und zwar ein Braunschweigischer Deutscher zu sein. Warum? Das will ich Dir sagen, mein junger Freund!

Ich habe zwar viel Schönes, Herrliches und Großes gesehen, welches wir in Deutschland in gleicher Art und in gleichem Maße nicht besitzen; allein ich habe auch bei ebendenselben Völkern, bei welchen ich Jenes fand, viel Kleinliches und Erbärmliches, viel Ungehöriges und Gemeinschädliches bemerkt, welches Ausländer bei uns, Gottlob! auch vergebens suchen würden.

Eine glückliche Mittelmäßigkeit, verbunden mit bescheidener Stille und Unscheinbarkeit, bei innerer Güte, Kraft und Trefflichkeit, scheint das unterscheidende Eigenthümliche, wie unsers Bodens und unsers Himmels, so auch unserer ganzen Völkerschaft, zu sein. Wie unsere edlen, zwar etwas sauern, aber kraft- und geistvollen Rheinweine sich zu dem lieblichen und brausenden Champagner der Franzosen und zu den zwar geistreichen, aber schweren Malzgetränken der Engländer verhalten, so verhalten, allen meinen Beobachtungen zu Folge, Deutschland und seine Bewohner sich zu Frankreich und England, und zu den diese Länder bewohnen-

den Völkerschaften. Wir berauschen den uns besuchenden Ausländer nicht gleich beim Eintritte in unser Land durch den Anblick nie gesehener Schönheiten und unerhörter Trefflichkeiten in unserer Natur, in unsern Kunsterzeugnissen und in unsern öffentlichen Einrichtungen; Alles, was er bei uns sieht und hört, kommt ihm vielmehr anfangs so sehr alltäglich, oft sogar so untermittelmäßig vor, daß er es kaum der Mühe werth achten kann, uns länger und genauer zu beobachten. Allein er übereile sich in seinem Urtheile nicht, er bleibe länger bei uns, lerne unsere Sprache, unser Land, unsere Werke und uns selbst ganz kennen; und, hat er Sinn für das stille, bescheidene Verdienst, hat er Herz und Auge für das unscheinbare und unprahlerische Schöne, Gute, Treffliche und Große jeder Art, so wage ich es ohne Bedenken, ihm dafür zu stehen, daß er deß Allen, wo nicht mehr, doch völlig eben so viel in der Natur, Geschichte, in den Kunst- und Geisteswerken und in den öffentlichen Anstalten und Einrichtungen der Deutschen finden wird, als bei irgend einem andern Volke in der Welt; und ich bin zum voraus vollkommen versichert, daß er dieses unscheinbare Volk nicht verlassen wird, ohne es in seiner schlichten Einfachheit, in seiner stillen Bescheidenheit, natürlichen Gutmüthigkeit, Herzlichkeit, Treue und Dienstfertigkeit, in seinem geraden und gesunden Menschenverstande, in seinem forschenden Tiefsinne, in seiner oft sogar übertriebenen Gründlichkeit, in seiner mühsamen Strebsamkeit und in seiner ausdauernden Beharrlichkeit zu lieben, zu bewundern — und es allen andern Völkern, selbst dem seinigen, wenn er gerecht ist, vorzuziehen.

Sogar das Große und Erhabene, sogar das Einzige in seiner Art ist uns nicht so fremd, daß der Auslän-

der, welcher Beobachtungsgeist und Unbefangenheit mitbringt, nicht auch davon oft in Deutschland auf die angenehmste Weise und ganz unerwartet überrascht werden sollte. So habe ich, z. B. in England sowol, als auch in Frankreich, hin und wieder sehr schöne, reiche und üppige Landschaften bewundert; allein eine so schöne und zugleich so erhabene Natur, als uns in Deutschland in vielen unserer Fluß- und Gebirgsgegenden zu Theil geworden ist, fand ich auf dem ganzen Striche, den meine Reise beschrieben hat, nirgends. Unser Himmel ist zwar nicht so heiter und lachend, als der Französische, aber doch unvergleichbar heller und sonniger, als der Englische; und der Einwirkung dieser unserer mittleren Luftbeschaffenheit haben wir es unstreitig mit zu verdanken, daß wir minder leichtsinnig und üppig, als die Franzosen, zugleich aber auch minder trübsinnig und griesgramig, als die Engländer, sind. Ich sah in beiden Ländern manche treffliche Anstalt und des höchsten Lobes würdige öffentliche Einrichtung; allein nach manchen andern, die wir bei uns haben, besonders nach den vielen musterhaften Bildungsanstalten, deren sich unser Deutschland (vornehmlich der protestantische Theil desselben) seit ungefähr dreißig Jahren erfreut, sah ich mich in jenen Ländern vergebens um. In Ansehung dieser kann unser gutes Deutsches Vaterland jedem andern Lande noch immer zum Muster und zur Schule dienen.

So auch in Ansehung der öffentlichen Aufklärung über Glaubenssachen und die damit verbundene Sitten- und Tugendlehre überhaupt. So wie Deutschland die Wiege der reinen Gotteslehre war, die unser unsterblicher Luther aus dem Mischklumpen des Aberglaubens, der Dummheit und der Priestertäuschungen so kühn und so glücklich zu entwickeln wußte, so ragt es auch noch

jetzt durch seine fortschreitende, über alle Gegenden und Volksklassen sich immer mehr und mehr verbreitende und immer heller strahlende Aufklärung über alle andern Länder weit hervor. England und Frankreich haben der einzelnen, vorzüglich aufgeklärten Köpfe unstreitig eben so viele, als wir; allein in Ansehung ihres öffentlichen Kirchen- und Schulzustandes stehen sie eben so unstreitig noch tief, tief unter uns. Hier scheint Deutschland um ein ganzes Jahrhundert den Vorsprung vor ihnen gewonnen zu haben. Indeß die Franzosen mit vielem Geräusch und Lärm eine verunglückte Staatsumwälzung zu bewerkstelligen suchten, wodurch ganz Europa, ja alle Welttheile erschüttert wurden, hat man in den letztverflossenen dreißig Jahren bei uns in aller Stille, wie es bescheidenen Deutschen ziemt, und ohne daß ein einziger Tropfen Bluts dabei vergossen wurde, eine viel wichtigere, gründlichere und dauerhaftere Umwälzung in dem Geisterreiche bewirkt, die eine verhältnißmäßige Verbesserung unseres bürgerlichen Zustandes ganz von selbst, theils schon wirklich nach sich gezogen hat, theils immer mehr nach sich ziehen wird. Man kann mit Wahrheit sagen, daß wir durch diese stille, den Ausländern kaum merklich gewordene geistige Umwälzung in Ansehung der wichtigsten Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens, schon jetzt weiter gekommen sind, als jene; und daß wir bessere Früchte davon eingeerntet haben, als den Franzosen von allen ihren riesenmäßigen Anstrengungen in den letztverflossenen dreizehn Jahren zu Theil geworden sind. Das macht, die Deutschen fingen, der Natur gemäß, welche erst Licht und dann Wärme hervorbringt, damit an, womit jene zu endigen dachten. Sie erleuchteten die Köpfe, indeß jene sie, ohne alle Vorbereitung, plötzlich in Brand zu stecken wagten. Wir haben die Wörter:

Freiheit und Gleichheit! weder ausgerufen und ausposaunt, noch den großen Inhalt derselben mit Gewalt erzwingen wollen; aber so wie es heller in und um uns ward, strömte uns ganz von selbst und ohne unser Zuthun von Beiden gerade so viel zu, als uns mit Bestande der bürgerlichen Ordnung von Beiden gewährt werden konnte, und als der verständige Mensch, welcher weiß, was er will, sich nur immer davon wünschen mag. Die erhabenen Oberhäupter der Deutschen wurden gerecht und milde; das Gesetz trat an die Stelle der Willkühr, und ist nunmehr für den Großen so gut als für den Kleinen da; und darin, darin allein besteht das wahre Wesen der Gleichheit! Der Adel, von dem öffentlichen Lichte umflossen, erkannte die Ungerechtigkeit und Lächerlichkeit seiner ehemahligen ungeheuern Anmaßungen, und gab sie auf. Hätte er dieses nicht gethan, so würde das Gesetz, in der Hand erleuchteter Fürsten, ihn dazu gezwungen haben. Jetzt sind, wenngleich noch nicht Alle, doch schon Viele unter ihnen, vielleicht die Meisten, aus selbsüchtigen, gebieterischen und übermüthigen Herrscherlingen, gerechte und gütige Väter geworden, die in ihren Unterthanen nicht mehr, wie ehemahls, Lastthiere, die sie willkührlich drücken könnten, sondern Kinder sehen, deren Wohl und Weh die Vorsehung in ihre Hand gelegt hat, und einst Rechenschaft von ihnen darüber fodern wird. Die untern Stände haben sich durch Veredelung emporgehoben; die obern sind — ich will hoffen, gleichfalls aus Veredelung, und nicht aus Noth — zu ihnen hinabgestiegen. In der Mitte trafen Beide zusammen, und rückten brüderlich-menschlich an einander. Der Adel ist dadurch um so viel edler, der Bürgerstand, der nun kein Sklavenstand mehr ist, um so viel bürgerlicher geworden;

das heißt, jener ist nun keine Staatsbürde, dieser kein Staatsesel mehr, welcher jenen schleppen mußte; Beide haben sich zu wirklichen Staatsgliedern oder Staatsbürgern emporgebildet. Es ist, um sich geehrt zu sehen, nicht mehr genug, von Adel zu sein, man muß auch edel sein; und der Bürger, welcher Verdienste hat und edel ist, braucht, um öffentlich, trotz dem vornehmsten Edelmanne, geachtet zu werden, sich nicht erst, wie ehemahls, adeln zu lassen. Seine Verdienste sind sein Adel; und diese Urkunde wird bei uns jetzt mehr und aufrichtiger und allgemeiner geachtet, als die geerbte auf Pergament. Ich kenne unter den jetztlebenden guten und edlen Fürsten Deutschlands mehr als Einen, der den stolzen und verdienstlosen Edelmann vor sich stehen, den bescheidenen und verdienten Bürger hingegen neben sich sitzen läßt.

Sieh Dich um, glücklicher junger Deutscher, überglücklicher junger Braunschweiger! sieh Dich um, in den allermeisten Theilen unsers Deutschen Vaterlandes, besonders in den Preußischen, Baierschen, Badenschen, Sächsischen und Oldenburgischen Staaten, ganz besonders aber in unserm lieben, lieben Braunschweigischen Vaterlande; und urtheile dann selbst, ob ich unsere jetzige Lage glücklicher und lieblicher beschrieben habe, als sie ist! Laß uns vornehmlich bei unserm, zwar kleinen, aber doch — ich habe es, nicht ohne Rührung, oft erfahren — durch ganz Europa geachteten, besondern Vaterlande, welches wir Beide besser als andere Länder kennen, stehen bleiben, und sage mir, was uns hier noch fehlt oder zu wünschen übrig ist, um — ich sage nicht eben so frei und gleich, sondern sogar freier und vernunftmäßig gleicher zu leben, als man selbst in England und in Frankreich leben kann? Hast Du Verdienste, welche Dich über Deine adeligen Mitbürger erheben, so

kannst Du hier so gut, als sie, und vor ihnen voraus, Dich zu den höchsten Staatswürden emporschwingen; und was das Merkwürdigste und Schönste dabei ist, Du darfst nach wie vor noch Bürger bleiben, und brauchst, um Deine Erhebung zu rechtfertigen, nicht erst geadelt zu werden. Hast Du über irgend einen sogenannten Großen zu klagen, oder wäre es sogar möglich, daß Dein gerechter Landesfürst Dir aus Irrthum selbst Unrecht thäte, so sind Gerichtshöfe, und zwar in unserm eigenen Lande da, welche zwischen ihm und Dir — so will es seine Gerechtigkeitsliebe! — eben so unparteiisch und gerecht entscheiden, als wenn die Parteien völlig gleichen Standes wären. Besitzest Du ein Eigenthum, es bestehe, worin es wolle, so schützt Dich das Gesetz dabei, ohne Ausnahme, kräftiger, als in irgend einem jener Länder, die sich Freistaaten nennen. Was aber vollends Deine Person betrifft, so lebt in Großbritannien, wie in Frankreich, kein Mensch jetzt sicherer und freier, als Du und jeder Deiner glücklichen Mitbürger. In dem erstgenannten Lande darf jetzt, da die berühmte Habeas-corpus-Urkunde, welche die persönliche Sicherheit der Staatsbürger schützt, außer Wirksamkeit gesetzt ist, Dich der Minister beim Kopfe nehmen lassen, sobald Du ihm verdächtig geworden bist; und Ebendasselbe darf in Frankreich die Ordnungsaufsicht und die Regierung thun, ohne irgend Jemand Rechenschaft davon geben zu müssen. Bei uns bist Du so sicher davor, als das Kind unter dem Herzen seiner Mutter. Kein Mensch, er sei, wer er wolle, darf es hier wagen, Dich zu mißhandeln, oder Dich Deiner Freiheit zu berauben; es müßte denn sein, daß Du ein Verbrechen begangen hättest, worauf das Gesetz, und nicht die Willkühr, Einkerkerung und körperliche Züchtigung vorgeschrieben hat.

Und wie frei und ungehindert darfst Du mit Deinem Eigenthume schalten und walten, wie es Dir beliebt, vorausgesetzt, daß es nicht zum Schaden Deiner Mitbürger geschehe! Da ist kein Banngesetz, welches Dir verbietet, diese oder jene Waare, die Du zu haben wünschest, aus der Fremde kommen zu lassen. Da ist kein Heer von Durchsuchern, weder an der Landesgrenze, noch an den Stadtthoren, welches Dich Stunden lang aufhält, Dein Gepäck durchwühlt, Deine Taschen und Kleidungsstücke mit unbescheidenen Fäusten durchgrabbelt, und Dich zwingt, Dir eine gesetzwidrige Handlung, die Bestechung, zu erlauben, um von den Anmaßungen, dem Muthwillen und der Unbescheidenheit solcher raubgierigen und gewissenlosen Unterbeamten befreit zu werden. Ist auf irgend Etwas, was Du einbringst, eine kleine Abgabe gelegt, so hegt unsere väterliche Regierung das Vertrauen zu Deinem Ehrgefühle, zu Deiner Rechtschaffenheit und zu Deiner Vaterlandsliebe, daß Du es selbst ehrlich angeben, und die darauf gesetzte kleine Abgabe gern und ohne Murren entrichten werdest, weil Du weißt, daß sie zum allgemeinen, folglich auch zu Deinem eigenen Besten, nöthig ist. Sie will lieber, daß einmahl ein schlechtdenkender Steuerbetrüger sich durchschleiche, als daß der rechtliche Mensch — er sei Staatsbürger oder Fremder — beunruhiget, aufgehalten und durch Mißtrauen gekränkt werde.

Vergleicht man vollends die mäßigen und billigen Abgaben, die ein Braunschweiger Land- und Stadtbewohner zu entrichten hat, mit den ungeheuern Staatslasten, welche der Britte und der Franzose zu tragen haben, so müßte man gegen das vaterländische Gute unbegreiflich unempfindlich, und gegen eine väterliche Regierung, die nichts, als das Wohl ihrer Kinder, will,

unerhört undankbar sein, wenn man sich nicht glücklich fühlte, und sich nicht glücklich preisen wollte, einem solchen Vaterlande und einer solchen Regierung anzugehören!

Dieß Alles betrifft indeß nur leibliche Güter; in Ansehung der geistigen, worunter vornehmlich die jedem gebildeten Menschen theure, und durch kein anderes Erdengut zu ersetzende, Denk-, Glaubens- und Preßfreiheit hervorragt, steht unser Vaterland gleichfalls keinem andern Lande nach, und übertrifft daran die meisten. Wir wissen nichts von einer den Geist beengenden und die Fortschritte der Aufklärung hemmenden Bücherschau; Jeder darf, unter eigener Verantwortlichkeit, schreiben und drucken lassen, was ihm gut und nützlich dünket. Nur gegen schändliche und sittenverderbende Schriften ist eine von allen Gutdenkenden gesegnete Polizeiaufsicht angeordnet worden. Kein Mensch fodert Dir übrigens Dein Glaubensbekenntniß ab, oder zwingt Dich, durch Mitbeobachtung öffentlicher Gebräuche, Bekenntnisse abzulegen oder vielmehr zu heucheln, die Dein Gewissen abzulegen Dir verbietet. Unsere Geistlichen sind, was unter erleuchteten Regierungen immer der Fall war, duldsame Männer, welche wissen, daß sie zu Volkslehrern, und nicht zu Gewissensrichtern, berufen sind; und unser Volk, vom Vornehmsten bis zum Geringsten hinab, hat die große, dem gesunden Menschenverstande so klar-einleuchtende Wahrheit: daß das Glauben oder Nichtglauben jedes Menschen eigene Angelegenheit ist, und seinem Gewissen allein überlassen werden muß, jetzt zu gut begriffen, als daß der Andersdenkende in Glaubenssachen irgend eine Art von Anfeindung, Kränkung oder Verfolgung von irgend Jemand zu besorgen hätte. Jeder fragt nur: ob Du, Deinen Gesinnungen und Hand-

lungen nach, ein guter Krist, oder, welches einerlei sagt, ein guter Bürger seist; wie Du über Lehrsätze denkest, welche die Ausübung nicht betreffen, überläßt man, wie billig, Deiner eigenen gewissenhaften Einsicht. O mein guter Eduard! o mein theures Vaterland! warum muß diese milde, vernünftige und wahrhaft menschliche Denk- und Sinnesart immer noch nur erst das Eigenthum einiger weniger Völker sein, und warum mag sie nicht, da sie dem unverbildeten Menschen so natürlich ist, sich seit Jahrtausenden schon über den ganzen Erdball verbreitet haben! Sie ist das Reich Gottes, um dessen Annäherung und Verbreitung der Stifter unsers Glaubens uns im Unser Vater bitten lehrte: dein Reich komme! Wohl uns Glücklichen, uns Ueberglücklichen, daß es bei uns wenigstens schon erschienen ist! Wir bitten forthin nicht mehr für uns, wir bitten nur noch für unsere armen verblendeten Mitmenschen in andern Ländern, welche diese Denkart sich noch nicht zu eigen gemacht haben: dein Reich komme! Es komme auch zu ihnen!

Vor ungefähr zwölf Jahren, da die bessern Menschen sich von der Französischen Staatsumwälzung noch so sehr viel Gutes für die gesammte Menschheit versprachen, schrieb mir Mercier aus Paris: »Nur zu Paris lebt man frei und glücklich; auch will ich dieses Paris nur gegen das Paradies vertauschen.« Ich, mein lieber Eduard, kann nach Allem, was ich auf dieser Reise gesehen und bemerkt habe, mit eben so innigem Gefühle und mit mehr Wahrheit sagen: nur zu Braunschweig lebt man frei und glücklich; auch will ich Braunschweig nur gegen den Himmel vertauschen, und kein anderes Land, als dieses, soll meine Asche in seinem Schooße verwahren! —

Ihr habt doch in dieser langen Dürre meinen schönen grünen Rosenhügel im Pappelhaine durch freundliche Pflege vor der dörrenden Sonnenhitze geschützt?

Gute Nacht, mein lieber Eduard!

Reise
in das
Land der Buschmänner.

Ein Auszug
aus
J. Barrow's Reisen
durch das
Innere des südlichen Afrika.

Ich versprach meinen jungen Lesern in der Vorrede zum dritten Theile dieser Sammlung einige genauere Nachrichten von den sogenannten Buschmännern, die wir aus Vaillant's Reisen nur obenhin kennen gelernt hatten, und sehe mich jetzt im Stande, dieses Versprechen zu erfüllen. Diese Nachrichten rühren von ebendemselben Manne, dem Engländer Barrow, her, dem wir auch die genauere und vollständigere Bekanntschaft mit den Kaffern verdanken, die meine Leser in dem angeführten Theile gemacht haben.

Daß die Buschmänner ein völlig verwilderter Stamm von Hottentotten sind, die ohne irgend eine Art von bürgerlicher Verfassung, ohne Ackerbau und Viehzucht, gleich wilden Thieren, nur von Raub und solchen Gewächsen leben, welche die ungebaute Natur von selbst hervorbringt; daß diese wilden Horden sich wahrscheinlich, zum Theil wenigstens, aus entlaufenen Sklaven gebildet haben, welche die Unmenschlichkeit ihrer hartherzigen Holländischen Herren zur Verzweiflung brachte, und daß man sie von Zeit zu Zeit, wie Raubthiere, mit bewaffneter Hand, in den Bergklüften, wo sie ihre Schlupfwinkel in natürlichen Felsenhöhlen zu haben pflegen, aufsucht, um sie entweder zu erlegen, oder lebendig zu fangen und zu ewiger Sklaverei fortzuschleppen; das Alles wissen wir schon aus Vaillant's Reise. Bisher hatte noch kein reisender Europäer es gewagt, sie in ihren felsigen Aufenthaltsörtern, zwischen und hinter

den sogenannten Schneebergen, absichtlich aufzusuchen; daher waren denn auch alle Nachrichten von ihnen, die wir bis dahin erhalten hatten, noch gar nicht auf sichere Beobachtungen gegründet, und nichts weniger als vollständig und genugthuend. Unserm Barrow war es vorbehalten, diese Lücke in unserer Menschenkenntniß, zum Theil wenigstens, auszufüllen. Wir wollen nun hören, was er darüber bemerkt hat. Ich lasse ihn selbst reden.

Kaum waren wir aus dem Lande der Kaffern nach Graaf-Reinet, einer der vordersten Holländischen Niederlassungen, zurückgekehrt, als wir uns schon zu einer andern Reise in die Schneeberge, und über dieselben hin nach den darauf folgenden nördlichen Gegenden, anschickten. Unsere Hauptabsicht dabei war, jene wilde Menschenart aufzusuchen, welchen die Holländer den Namen Buschmänner (Bosjesmaus) beigelegt haben, weil sie ohne Hütten und alle andere Bequemlichkeiten des Lebens, gleich Raubthieren, in der Wildniß leben, und sich von Rauben nähren. Zu dieser rohen und verzweifelten Lebensart scheint nichts, als die Hartherzigkeit und Grausamkeit ihrer ehemahligen Herren, der Holländer, sie gebracht zu haben. Dies erhellet aus folgender Erfahrung.

Bei den Streifzügen, welche die Holländischen Anbauer dieser und der benachbarten Gegenden von Zeit zu Zeit, auf Befehl der Regierung, gegen diese Wilden anstellen mußten, erhielten sie, außer dem nöthigen Schießbedarf, zugleich die Erlaubniß, so viele davon lebendig zu fangen und zu Sklaven zu machen, als sie könnten und wollten; und die Eingefangenen wurden

dann unter die sämmtlichen Jäger durchs Los vertheilt. So oft es sich nun fügte, daß einer dieser Unglücklichen einem menschlichgesinnten Herrn zufiel, der ihn schonend und milde behandelte, so sah man immer den Wilden sich bald in einen trefflichen Dienstboten verwandeln, der sich durch manche Fähigkeit, durch Fleiß und durch große Treue auszeichnete. Eine entgegengesetzte Behandlungsart aber hatte immer einen entgegengesetzten Erfolg. Alle Diejenigen nämlich, welche das schwere Los traf, in die Bothmäßigkeit harter und unmenschlicher Herren zu gerathen, ergriffen die erste Gelegenheit, die sich ihnen zur Flucht darbot, nahmen häufig eine Flinte nebst Pulver und Blei mit, kehrten zu ihrer Wildniß zurück, reizten ihre Landsleute durch Erzählungen der ausgestandenen Grausamkeiten zur Rache, und theilten ihnen alle diejenigen Nachrichten mit, die sie gebrauchten, um an ihren Verfolgern durch Mord und Raub das Vergeltungsrecht zu üben.

Mit welchem Rechte mögen nun jene Holländischen Barbaren sich über die Wildheit, Raubgier und Grausamkeit Derer beklagen, die sie zu Allem, was sie sind, selbst gemacht haben?

Die Absicht unserer Reise zu diesen geächteten Menschen war keineswegs bloße Neugier. Wir hatten vielmehr von der einstweiligen Englischen Regierung des Vorgebirges den Auftrag, zu versuchen, ob wir mit den Häuptern derselben eine Zusammenkunft veranstalten, und sie durch Geschenke und eine sanfte Behandlung bewegen könnten, ihre wilde und räuberische Lebensart gegen eine menschlichere zu vertauschen, und ihnen dazu den Schutz der Regierung zuzusichern.

Unsere Reise ging zunächst über den Sonntagsfluß nach Waai Hoek, dem Wohnorte des bisheri-

gen Landdrosten von Graaf-Reinet, welcher Lust geäußert hatte, uns zu begleiten. Da dieser Mann den Streifzügen gegen die Buschmänner oft persönlich beigewohnt, folglich Gelegenheit gehabt hatte, die Gegenden, wo wir sie aufsuchen wollten, genau kennen zu lernen, so war es uns angenehm, ihn zum Begleiter zu haben. Wir hörten von ihm, daß erst vor zwei Tagen eine starke Partei derselben eine Anzahl Rindvieh weggeführt habe; und es schien nicht unwahrscheinlich zu sein, daß man sie noch zwischen den nächsten Bergen damit finden werde. Die Lagerstellen dieser Wilden sind leicht entdeckt; allein es ist schwer und gefährlich, zu ihnen hinzukommen. Sie suchen sich nämlich in den Klüften, zwischen hochaufgeschichteten Felsenwänden, von welchen Bergströme herabstürzen, zu ihren Schlupfwinkeln solche Höhlen aus, welche die Natur häufig daselbst gebildet hat, und wählen unter diesen die höchsten, welche ihnen den doppelten Vortheil gewähren, daß sie minder zugänglich sind, und daß man aus denselben weiter umherschauen kann.

Es gelang uns bald, auf ihre Spur zu kommen, die uns nach einer dieser Höhlen führte; allein wir fanden dieselbe schon verlassen. Indessen waren die Feuer eben erst ausgegangen, und das Gras, worauf sie geschlafen hatten, war noch unverwelkt: ein Beweis, daß sie noch die letzte Nacht hier zugebracht haben mußten. An den glatten Wänden dieser Höhlen fanden wir Abbildungen, von den Händen dieser Wilden gezeichnet, die unsere Bewunderung erregten. Einige derselben waren zwar nur Zerrbilder (Karrikaturen); andere aber, und zwar die meisten, wohlausgeführte Zeichnungen von allerlei Thieren, z. B. Straußen, Pavianen, Elendthieren, Antilopen aller Arten und vom Zebra. Einige davon

waren sprechend ähnlich, und nicht nur die Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander, sondern auch die natürlichen Ausdrücke ihrer Eigenthümlichkeiten in Blick und Haltung so richtig angegeben, daß wir uns nicht genug darüber wundern konnten. Der Stoff, dessen sie sich dazu bedient hatten, waren Holzkohlen, Pfeifenthon und die verschiedenen Okerarten. Woher diese Kunstfertigkeit bei Wilden, welche noch auf einer so niedrigen Stufe der Ausbildung stehen?

Ein Theil des Innern der Höhle war mit einem schwarzen Wesen überdeckt, welches äußerlich das Ansehen von Pech hatte. Der Geruch war bergpechartig. Da ich hinaufreichte, um ein Stück davon mit dem Messer abzulösen, riefen mir unsere Leute zu, mich in Acht zu nehmen; denn wenn nur das geringste Theilchen davon mir ins Auge flöge, so würde ich auf der Stelle blind sein! Sie fügten hinzu: es sei ein Gift, womit die Buschmänner ihre Pfeile beschmierten, und wodurch jede damit gemachte Wunde tödtlich werde. Verschiedene ihrer Bekannten hätten das Leben dadurch verloren. Sie nannten es Klippgift. Ich selbst habe keine Gelegenheit gehabt, mich von der Wahrheit jener Aussage durch Erfahrungen zu überzeugen.

Wir gelangten am Abend dieses Tages zu der Wohnung des Befehlshabers der Pflanzer an und zwischen den Schneebergen, und übernachteten bei ihm. Er hieß Krüger, und war so eben erst von einem Streifzuge gegen die Buschmänner heimgekehrt. Man hatte vierzig derselben gefangen, und ihm war ein Mann mit seinen beiden Weibern und einem Kinde durchs Los zugefallen. Der Mann war vier Fuß und zehn Zoll hoch, das eine Weib um acht, das andere um sieben Zoll kleiner. Jener beschrieb uns den Zustand seiner Landsleute als

einen wahrhaft kläglichen, besonders in denjenigen Monaten des Jahrs, in welchen Frost und Schnee sie hindern, Streifzüge gegen die Holländischen Pflanzer vorzunehmen. Alsdann, sagte er, wären die Leiden, welche Kälte und Hunger ihnen auflegten, über alle Beschreibung fürchterlich. Häufig sähen sie ihre Weiber und Kinder vor Mangel und Elend hinsterben, ohne daß sie ihnen Hülfe leisten könnten. Sie wüßten, daß sie von allen Menschen gehaßt würden, und daß Alle nur auf ihren Untergang sännen. Sie lebten daher in beständiger Angst, und das geringste Rasseln des Windes im Laube schreckte sie auf. Nur zwischen diesem elenden Leben, bei welchem sie als Raubthiere verfolgt würden, und einer Sklaverei, in der sie stündlich den entsetzlichsten Mißhandlungen ausgesetzt wären, hätten sie die Wahl. Daher sei denn auch ihr einziger herrschender Gedanke: Rache an den Holländern, deren Grausamkeit sie in diesen jämmerlichen Zustand gestürzt habe. Wir wünschten, ihn auf unserm Zuge mitzunehmen; allein da er freiwillig sich nicht dazu entschließen, sondern lieber bei seinen Weibern bleiben wollte, so ließen wir ihm seinen Willen.

Als wir nun am folgenden Tage gegen Norden reiseten, bot sich uns ein eben so merkwürdiges, als klägliches Schauspiel dar. Es war ein ungeheurer Schwarm Heuschrecken, welcher eine Englische Geviertmeile dergestalt überdeckte, daß der Boden dem Auge, in einer geringen Entfernung, wie verbrannt und mit Asche belegt vorkam. Kein Strauch und kein Grashalm waren weit und breit zu sehen. Unsere Wagen fuhren mitten durch sie hin, und vor ihnen flogen sie in einer Wolke auf, wodurch die Luft umher ganz verdunkelt wurde. Da die Hottentotten den ganzen Schwarm fliegen zu

sehen wünschten, so liefen sie unter dieselben hinein; auch sprengte man zu Pferde durch sie hin, allein ohne Erfolg. Nur diejenigen, welche sich unmittelbar unter den Füßen der Pferde und Menschen befanden, flogen auf; die übrigen aber ließen sich dadurch nicht stören. Die Landleute versicherten, daß dies immer ihre Weise sei, und daß sie sich nicht wegtreiben ließen, so lange ihr oberster Anführer, welcher, ihrer Meinung nach, jeden Schwarm führe, ihnen noch kein Zeichen zur Abreise gegeben habe.

Dieses Ungeziefer ist eine große Plage für diejenigen Pflanzer, welche sich in diesen Gegenden angebauet haben. Wo sie erscheinen, da fressen sie Alles rein auf. Kein Getreidefeld bleibt von ihnen verschont, und sie weichen nicht, so lange noch ein Halm darauf übrig ist. Wann diese Landplage eintritt, so müssen die Einwohner auf Brot für's ganze Jahr Verzicht thun, und sich bloß mit Fleisch ernähren.

Ein zweites Unglück, dem diese Leute häufig ausgesetzt sind, besteht in den schrecklichen Gewittern, mit Hagelschlag begleitet, welche hier heftiger und sehr viel schädlicher, als in den südlicheren Gegenden, sind. Dort nämlich ist, wenn die Gewitterzeit eintritt, die Ernte schon vollendet; während hier, wo Alles zwei Monate später reift, oft das Ganze von Hagelschlägen verwüstet wird.

Was aber die Schneeberge von andern Gegenden des südlichen Afrika vollends unterscheidet, und den Bewohnern derselben sehr beschwerlich fällt, ist der gänzliche Mangel an Holz, weil die Natur hier weder Bäume, noch Gesträuch hervorbringt. Unter Denen, welche hier geboren und erzogen wurden, giebt es viele, die in ihrem Leben keinen Baum gesehen haben. Dieser Man-

gel scheint nicht sowol der großen Kälte, welche auf und zwischen den Schneebergen herrscht, als vielmehr den ungestümen Winden dieser Gegenden zuzuschreiben zu sein; denn selbst solche Bäume, welche in Europa fast jeden Grad von Kälte ertragen, kommen hier nicht fort.

Die hier herrschende Kälte aber macht den gänzlichen Holzmangel um so viel empfindlicher. Das einzige Mittel dagegen, womit die Einwohner sich behelfen müssen, ist der Viehmist, den sie überall sorgfältig aufsuchen und zu großen Haufen sammeln. Im Frühjahre gräbt man diesen Mist in viereckigen Stücken aus, wie man bei uns den Torf zu stechen pflegt, und läßt diese von der Sonne dörren. Dies ist ihr einziges Feuerungsmittel.

Wenn man hiezu die stündlichen Gefahren, von den Buschmännern angefallen zu werden, rechnet, so kann man nicht umhin, die Geduld und Beharrlichkeit der Menschen zu bewundern, welche diese großen Uebel ihr ganzes Leben hindurch zu ertragen wissen. Alle ihre Achtsamkeit und die ununterbrochene Wachsamkeit und Begleitung ihrer Hottentotten sind oft nicht hinlänglich, einen Ueberfall von jenen räuberischen Wilden zu verhindern. Ein Bewohner der Schneeberge schwebt in steter Gefahr, nicht bloß sein Eigenthum, sondern auch sein Leben zu verlieren. Bei der geringsten Entfernung von seinem Hause muß er eine Flinte mitnehmen. Er kann ohne Waffen weder pflügen, noch säen, noch ernten. Will er ein wenig Gemüse aus seinem Garten holen, so muß es mit der Flinte in der Hand geschehen. Das Alles aber erträgt er um der Vortheile willen, welche diese Berggegenden für die Viehzucht gewähren. Nirgends gedeihen besonders die Schafe besser, als hier.

Sie übertreffen sowol an Größe, als auch an Güte, nur nicht an Wolle, alle andere. Die Schwänze mancher darunter wiegen nicht weniger als zwanzig Pfund. Ein hiesiger Pflanzer aber hat selten weniger, als drei bis vier tausend Stück solcher Schafe. Die Wolle, die kurz und spröde wie Haar ist, läßt man unbenützt. Daß die Ursache der schlechten Wolle nicht an dem Himmelsstriche, sondern an der Art Schafe liege, hat man seit einigen Jahren durch die Einführung Spanischer Schafe gesehen, deren Wolle sich, wie man bemerkt zu haben glaubt, durch ihren Aufenthalt in Afrika, nicht bloß nicht verschlimmert, sondern sogar verbessert hat.

Die Rindviehzucht ist hier eben so gesegnet. Die Butter, welche man gewinnt, ist von der allerbesten Art, und wird daher weit und breit, selbst in der Kapstadt, gesucht. Funfzig Kühe geben wöchentlich hundert Pfund, ob sie gleich dabei noch ihre Kälber ernähren, die man immer mit ihren Müttern umherlaufen läßt. Die hier gezogenen Pferde und Zugochsen sind gleichfalls von vorzüglich guter Art.

Dies sind die Vortheile und Nachtheile, zu welchen die Bewohner der Schneeberge sich zu versehen haben. Um jener willen ertragen sie diese mit Geduld und Ergebung. Sie sind ein Schlag Leute, der sich von allen übrigen Holländischen Anbauern sehr vortheilhaft auszeichnet; vermuthlich, weil er mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, und mehr Ungemach zu ertragen hat, als jene. Wohlleben verderbt, Widerwärtigkeiten veredeln die menschliche Natur. Die beständige Gefahr, der diese Leute, sowol in Ansehung ihrer Personen, als ihres Eigenthums, ausgesetzt sind, erlaubt ihnen nicht, ein müßiges und träges Leben zu führen. Sie sind daher rüstig und brav, zugleich aber auch friedfertig, dienst-

beflissen und ordnungliebend. Selbst die Weiber führen hier ein thätiges Leben, und legen häufig Beweise einer Herzhaftigkeit ab, die diesem Geschlechte sonst nicht eigen ist. So erhielt z. B. die Frau eines Mannes, der sich in unserm Gefolge befand, während seiner Abwesenheit Nachricht, daß die Buschmänner eine ihrer Schafherden fortführten. Augenblicklich schwang sie sich auf ein Pferd, ihre Flinte in der Hand, jagte, von einem einzigen Hottentotten begleitet, den Räubern nach, erreichte sie, schoß sich eine Zeit lang mit ihnen herum, jagte sie endlich in die Flucht, und erhielt alle ihre Schafe wieder.

Als wir am folgenden Tage bis dahin gekommen waren, wo die Niederlassungen der Holländer aufhören, stellten sich diejenigen Pflanzer ein, welche aufgeboten waren, uns bei der Aufsuchung der Buschmänner behülflich zu sein. Unser Anführer las sechzehn derselben und acht bewaffnete Hottentotten aus, die mit unserm Gefolge und den übrigen Hottentotten, welche uns zu Fuhrleuten und Wegweisern dienten, nunmehr eine Anzahl von ungefähr funfzig Personen ausmachten. Wir hatten sieben Wagen, etwa hundert Ochsen und funfzig Pferde. Funfzig bis sechzig Schafe, die wir mit uns führten, sollten uns zum Mundvorrath dienen. Es wurde hierauf bekannt gemacht, daß von hier an, wo man stündlich darauf gefaßt sein müsse, mit Buschmännern zusammenzutreffen, das willkührliche Umherstreifen aufhören solle, und daß Jeder den Anordnungen des Befehlshabers strenge Folge zu leisten habe. Und so setzten wir unsern Zug gegen Norden fort, und erreichten am folgenden Tage den Seekuhfluß.

An dem Ufer desselben erblickten wir einiges Gesträuch; das erste, welches uns in diesen busch- und

holzarmen Gegenden vorkam. Was aber unsere Aufmerksamkeit noch mehr auf sich zog, war eine ungeheuere Anzahl großer Vogelnester, womit jeder Strauch beinahe ganz überdeckt war. Wir hielten sie von fern für Geier- oder Kranichnester, und erstaunten daher nicht wenig, da wir bei unserer Annäherung einen zahllosen Schwarm von Vögeln aus denselben hervorfliegen sahen, die nicht größer waren, als Lerchen. Die uns begleitenden Landleute erkannten sie sogleich für Heuschreckenfresser, und freueten sich sehr über ihre Erscheinung. Diese für Afrika so wohlthätigen Zugvögel schließen sich immer an die verwüstenden Scharen der Heuschrecken an, die ihnen zur Nahrung dienen. Zehn Jahre lang hatte man in diesen Gegenden keine Heuschrecken gehabt, folglich auch keine von diesen ihren Verfolgern gesehen. Seit drei Jahren aber hatten sich beide zugleich, wie immer, wieder eingestellt. Kopf, Brust und Rücken dieses Vogels sind aschgrau; Schwanz und Flügel schwarz, der Unterleib ist weiß. Ihre Nester sind deßwegen so groß, weil viele Paare ihre Wohnungen zellenweise an einander bauen, welche denn, von fern gesehen, nur Ein Nest auszumachen scheinen. Diese Vögel, deren ungeheuere Zahl eben so erstaunenswürdig war, als die der Heuschrecken, hatten sich hier einstweilen niedergelassen, weil es nicht wahrscheinlich war, daß sie die Gegend aus Mangel an Futter so bald wieder würden verlassen müssen. Die ganze Gegend des Seekuhflusses, siebzehn Deutsche Meilen lang und zwei dergleichen Meilen breit, war im buchstäblichen Sinne damit überdeckt. Kaum war das Flußwasser, wegen der Menge der Heuschrecken, die hineingefallen waren, sichtbar. Sie hatten in dieser ganzen Gegend jeden Grashalm und jedes Kräutchen rein weggefressen. Hätte es

daher nicht noch Schilfrohr, zur Nahrung für unser Vieh, gegeben, so hätten wir unsere Reise einstellen, oder doch eine andere Richtung, als diejenige, nehmen müssen, welche unser Zweck erfoderte.

Indem wir unsern Zug von hier aus fortsetzten, wurden Kundschafter vorausgeschickt, welche die Wohnplätze der Buschmänner vorsichtig ausspähen sollten. Einer derselben kehrte am folgenden Morgen mit Tages Anbruch zu uns zurück, und brachte die Nachricht, daß man ungefähr vier Deutsche Meilen ostwärts, von einem hohen Hügel herab, verschiedene Feuer in der Tiefe eines engen Thals gesehen habe. Dieser Nachricht zu Folge wurde beschlossen, den Tag über still zu liegen, und erst gegen die Nacht nach der Stelle vorzurücken, wo man die Feuer gesehen hatte. Ehe wir aufbrachen, bereiteten sich die Pflanzer durch das Absingen einiger geistlichen Lieder, und nach Endigung dieser Andachtsübung, durch ein tüchtiges Glas Brantwein dazu vor.

Als wir kurz nach Mitternacht, so viel möglich, ohne Geräusch den Fuß des Hügels erreicht hatten, wurde noch einmahl ein Lied gesungen, und hierauf noch einmahl eine Herzstärkung von Branntwein genommen. Dann setzten wir uns zu Pferde, und ritten den Hügel hinauf. Ich hatte mir vorher von unserm Befehlshaber das Versprechen geben lassen, daß ohne dringende Noth keine Feindseligkeiten gegen die Unglücklichen, die wir aufsuchten, ausgeübt werden sollten, und daß wir uns vielmehr bemühen wollten, ihnen Vertrauen zu uns einzuflößen, und sie zu bewegen, in friedliche Unterhandlung mit uns zu treten.

Nach einer Stunde hatten wir das Vergnügen, unsere übrigen Kundschafter zu uns kommen zu sehen. Sie und ihre Pferde waren den ganzen vorigen Tag den

sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen, und hatten sich nicht von der Stelle zu bewegen gewagt, aus Furcht, von den Buschmännern entdeckt und abgeschnitten zu werden. Erst gegen Abend waren sie drei Deutsche Meilen weit geritten, um ihre lechzenden Pferde zu tränken und ihren eigenen Durst zu stillen. Von da kehrten sie jetzt zurück. Sie berichteten uns, daß am vorhergehenden Tage eine beträchtliche Menge Wilder zum Vorschein gekommen sei, um auf der Ebene Wurzeln auszugraben; daß sie von verschiedenen Seiten her in besondern Haufen sich eingestellt hätten, und daß es daher, aller Wahrscheinlichkeit nach, eben so viele Horden derselben in der Nähe geben müsse. Die Entfernung der nächsten Horde, die wir überraschen wollten, und die wir in einem tiefen Thale finden würden, schätzten sie auf eine Stunde.

Auf diesen Bericht wurde ein paar Stunden Halt gemacht, um erst mit der ersten Morgendämmerung zu jenem Thale vorzurücken. Dann brachen wir auf, und setzten unsern Weg in feierlicher Stille fort.

Als wir bei dem Thale angekommen waren, bemerkten wir, daß es drei enge Ausgänge oder Pässe hatte, und theilten uns daher in eben so viele Trupps, um jeden derselben zu besetzen. Einer unserer Hottentotten stieg auf eine Anhöhe, schwenkte als ein Entdeckungszeichen seinen Hut, und zeigte nach der Stelle hin, wo die Horde ihr Lager hatte. Auf dieses Zeichen sprengten wir darauf los, und in einem Augenblicke waren wir mitten in der Lagerstätte. Der Tag fing eben an hervorzubrechen, und wir sahen, daß wir uns zwischen Hütten von Schilfmatten befanden, wovon jede zwischen zwei Stöcken eine halbkreisförmige Verdachung bildete.

Eine solche Verdachung macht die ganze leichte Wohnung des Buschmanns aus.

In dem Augenblicke unserer Ankunft erschütterte ein gräßliches Geschrei der Fliehenden, besonders der darunter befindlichen Weiber und Kinder, unser Ohr. Zu meinem Erstaunen und Unwillen war in ebendemselben Augenblicke unser Befehlshaber der Erste, welcher auf sie feuerte, und Einer der Landleute folgte seinem Beispiele. Als ich ihm meinen Abscheu darüber zu erkennen gab, und ihn an unsern Vertrag erinnerte, rief er mir zu: aber, mein Gott! haben Sie denn nicht den Regen von Pfeilen bemerkt, der zwischen uns fiel? Ich konnte mit Wahrheit sagen, daß ich nichts gesehen hatte; und ich drang nun mit allem Nachdrucke darauf, daß weder er, noch irgend Einer seiner Leute weiter einen Schuß thun sollte. Um ihr Verfahren zu rechtfertigen, fingen sie an, auf dem Boden nach Pfeilen zu suchen; und ich ermunterte sie, damit fortzufahren, um den Unglücklichen, die an den Wänden der Anhöhen zwischen Felsenstücken und Gesträuch hinanzuklimmen sich bemühten, Zeit zum Entwischen zu verschaffen. Nichts destoweniger fiel bald darauf an der entgegengesetzten Anhöhe ein neuer Schuß; und als ich dahinsprengte, sah ich einen getödteten Buschmann in seinem Blute liegen. Die Ausrede des Thäters war, daß dieser Wilde sich hinter einen Felsen weg dicht an einen der Unsrigen geschlichen und mit seinem Bogen schon auf ihn gezielt habe; da er denn, um diesen zu retten, jenem wol habe zuvorkommen müssen. Ich mußte die Wahrheit dieser Aussage dahingestellt sein lassen; allein ich sah nun wol, daß ich den Versprechungen dieser Leute, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, keinen Glauben hätte beimessen sollen. Sie sind zu sehr gewohnt, ihre armen wil-

den Mitmenschen für Wildbret anzusehen, als daß sie beim Anblick derselben sich des Schießens enthalten könnten.

Es gelang mir indeß, alles weitere Blutvergießen und Nachsetzen zu verhindern, indem ich es dahin brachte, daß Jeder sein Gewehr niederlegen und sich ruhig verhalten mußte. Auch unsere Pferde wurden losgelassen, und fingen an, ruhig umherzuweiden. Kaum hatten die Wilden das bemerkt, und daraus den Schluß gezogen, daß wir weiter nichts gegen sie im Schilde führten, als sie anfingen, Vertrauen zu uns zu fassen. Den Beweis davon gaben uns verschiedene ihrer kleinen Kinder, die sorglos zu uns herabkamen. Wir beschenkten diese mit Zwieback und andern Kleinigkeiten, und ließen sie hierauf zu ihren Aeltern zurückkehren. Bald darauf wagten es auch die Weiber und Mädchen, deren Zahl sich auf dreißig bis vierzig belief, wiewol mit einiger Aengstlichkeit, sich uns zu nähern. Wir nahmen auch diese freundlich auf, beschenkten sie, und schickten sie nachher zurück, um ihren Männern zu sagen, daß sie gleichfalls zu uns kommen sollten, um sich ein Geschenk an Tabak zu holen. Diese aber hatten weniger Zutrauen zu uns, als die Weiber. Sie zogen lange um den Gipfel eines Hügels herum, und wußten nicht, wozu sie sich entschließen sollten. Die Weiber kehrten unterdeß von Zeit zu Zeit zu uns zurück, und waren wol schon zwölfmahl bei uns gewesen, ehe es ihnen gelingen wollte, uns Einen von Jenen zuzuführen. Ein Einziger faßte endlich ein Herz, und stieg halb lachend, halb weinend und an allen Gliedern, wie ein banges Kind, zitternd zu uns herab. Man reichte ihm sogleich ein Stück Tabak, und schickte ihn zu seinen Gefährten zurück, um ihnen zu melden, daß auch für Jeden von ihnen ein Geschenk bereit liege. Dadurch ließen sich

noch drei Andere bewegen, zu uns zu kommen, und wurden eben so behandelt. Die Uebrigen alle waren durch die feindselige Art, mit der wir uns bei ihnen eingeführt hatten, zu sehr erschreckt worden, als daß sie Vertrauen zu uns fassen konnten. Diese blieben daher auf ihren Felsen zurück, und waren durch nichts zu bewegen, zu uns herunterzukommen.

Die Sprache dieser Leute ist nur eine besondere Mundart von der der Hottentotten, aber doch so abweichend von dieser, daß Beide einander nicht mehr verstehen können. Das bekannte Anstoßen oder Schnalzen mit der Zunge ist beiden Mundarten gemein, doch mit dem Unterschiede, daß der Hottentotte selten mehr als Einen Zungenschlag bei jedem Worte hören läßt, der Buschmann hingegen bei jeder Silbe ohne Ausnahme, und zwar viel lauter schnalzt, als Jener. Obgleich ein Europäer diese Sprache nur mit vieler Schwierigkeit erlernen kann, so wurde sie doch von mehren unserer Schneebergischen Begleiter eben so fertig, als von den Eingebornen selbst, geredet, weil diese in ihrer Kindheit Buschmänninnen zu Ammen gehabt hatten. Diese waren daher unsere Dolmetscher.

Wir wünschten vornehmlich das Oberhaupt der Horde zu sprechen, um diesem den Wunsch der Regierung, alle Feindseligkeiten zwischen ihnen und uns beendigt zu sehen, bekannt zu machen. Allein sie versicherten uns, es gebe keine solche Person unter ihnen. Jeder sei sein eigener und seiner Familie Herr, und könne thun und lassen, was er wolle. Auch stehe es Jedem frei, bei der Gesellschaft zu bleiben, oder sie zu verlassen, so wie es ihm gut dünke. Es findet also bei ihnen eben so wenig ein gesellschaftlicher Vertrag Statt, als bei einer Herde wilder Thiere. Man möchte sagen,

noch weniger; denn bei diesen letzten pflegt doch häufig das stärkste und älteste der Anführer der Uebrigen zu sein.

Als wir endlich zu den Wagen zurückkehren wollten, ließen sich drei von ihnen bereitwillig finden, uns dahin zu begleiten. Die Uebrigen aber, sammt den Weibern und Kindern, blieben zurück. Die beharrliche Aussage dieser Leute war, daß ihre Horde nie die geringste Feindseligkeit oder Räuberei gegen die Holländischen Pflanzer verübt habe; sie sei vielmehr stets an der Stelle, wo wir sie gefunden hätten, geblieben, und habe hier bloß von der Jagd und von wilden Wurzeln gelebt. Aller Anschein bestätigte diese Aussage; denn nirgends fand man, weder auf ihrem Wohnplatze, noch in der Nähe desselben, Knochen oder Hörner von zahmen Thieren; auch sah man keine andere Häute bei ihnen, als Felle wilder Thiere. Eine einzige Frau bei der ganzen Horde hatte ein Schafsfell über die Schultern hangen; und dieser Umstand schien den Pflanzern ein hinreichender Beweis gegen ihre Unschuld zu sein.

Nachdem die drei Männer etliche Tage sehr vergnügt bei uns zugebracht hatten, kehrten sie, höchstzufrieden mit unserm Betragen gegen sie, zurück. Wir machten vorher Jedem von ihnen ein reichliches Geschenk an Tabak, Knöpfen, Messern, Feuersteinen und Feuerstahlen, und baten sie, allen ihren Landsleuten zu sagen, daß, wenn sie die Räubereien unterließen, und ohne Waffen zu einer unserer Niederlassungen kämen, und anzeigten, daß sie in Noth wären, sie eben so viele oder noch mehre Schafe bekommen sollten, als sie möglicher Weise mit Gewalt und unter Gefahr ihres Lebens rauben könnten; daß unsere gegenwärtige Reise in ihr Land keine andere Absicht gehabt habe, als sie zu bewegen, ihren Streifereien zu entsagen, und dafür viel größere Vortheile

von uns anzunehmen; und daß man sicher keinen Schuß auf ihre Horde gethan haben würde, wenn sie nicht zuerst ihre Pfeile auf uns abgeschossen hätten. Mit diesen Versicherungen entließen wir sie.

Der Kraal, d. i. der Wohnungsplatz dieser Horde, bestand in 25 Hütten von obenbeschriebener einfacher Bauart, aus zwei in die Erde gesteckten und oben zusammengebogenen Stöcken, worüber eine Gras- oder Schilfmatte gedeckt war. Diese leichte Bedeckung war ihr einziger Schutz gegen die rauhe Witterung. Da, wo sie Höhlen finden, gebrauchen sie auch diese nicht einmahl. Jede Hütte war ungefähr drei Fuß hoch, und vier Fuß breit, und in der Mitte war der Boden, wie ein Straußenneſt, ausgegraben. In diese Grube hatte man ein wenig Gras gestreuet, welches ihnen zum Polster und zum Bette diente. Darauf liegt die ganze Familie an und über einander, gleich einigen vierfüßigen Thieren, zusammengepackt. Es scheint gewöhnlich zu sein, daß ältliche Männer zwei Weiber, ein altes und ein junges, haben. Da sie weder Viehzucht, noch Ackerbau treiben, so fanden wir auch keine andere Thiere bei ihnen, als Hunde. Diese waren außerordentlich fett, welches mir bei der Armuth ihrer Herren unerklärlich vorkam. Allein unsere Holländer belehrten mich, daß die Buschmänner ihren Hunden nichts, als gedörrte Heuschreckenlarven, zu fressen geben; und da dieses Nahrungsmittel dies Jahr in Ueberfluß vorhanden ist, so hörte mein Befremden auf. Die Buschmänner genießen davon zugleich mit ihren Hunden. An andern Mundvorräthen fanden wir in ihren Hütten nichts, als wildgewachsene Zwiebeln, und Eier oder Larven von weißen Ameisen.

Die letzten scheinen eine ihrer vorzüglichsten und liebsten Speisen zu sein. Ich schließe dieses aus der Seltenheit der Ameisenhügel in den ihnen naheliegenden Gegenden, da dieses Geziefer doch in allen andern Theilen Südafrika's in so großer Menge angetroffen wird. Vermuthlich haben sie durch den häufigen Verbrauch derselben ihre Zahl so sehr vermindert. Ueberall, wo ein solcher Hügel gewesen war, fanden wir ihn schon geplündert und zerstört.

Die Mannspersonen gingen ganz ungekleidet. Beinahe war dies auch bei den meisten Weibern der Fall. Ihre einzige Bedeckung war ein Gürtel von Springbockshaut, an welchem vorn eine luftige Schürze von dünnen Riemen hinabhing. Indeß waren sie doch nicht ganz ohne einigen Putz. Einige trugen nämlich Kappen von Eselshaut, auch wol Stückchen Kupfer und Knöpfe am Halse. Bei allen Mannspersonen war der Nasenknorpel durchbohrt, in welchem sie ein Stückchen Holz, oder einen Stachel vom Stachelschweine trugen. Eitelkeit, folglich auch Putz, findet man bei den rohesten, wie bei den gebildetsten Menschen. Sie scheint eine Schwachheit des gesammten Menschengeschlechts zu sein, von der nur der vollendete Weise sich mehr oder weniger loszumachen versteht.

Der längste Mann, den wir unter ihnen sahen, war nur vier Fuß und neun Zoll, die längste Frau hingegen nur vier Fuß und vier Zoll groß. Vier Fuß und sechs Zoll scheint die mittlere Größe der Männer, und vier Fuß die der Weiber zu sein. Eine von den Letzten, die mehre Kinder hatte, maß nur drei Fuß und neun Zoll. Die kümmerliche Lebensart dieser Leute, ihr gänzlicher Mangel an allen zur Leibespflege gehörigen Dingen, und die Einwirkung einer kalten und rauhen

Bergluft auf ihre unbekleideten Körper scheinen die Ursache ihres geringen Wachsthums zu sein.

Ihre Farbe, ihr Haar und ihre Gesichtszüge sind ein augenscheinlicher Beweis, daß sie mit den Hottentotten einerlei Abstammung haben, ungeachtet diese minder häßlich und nicht so klein sind, als sie. Die Buschmänner gehören in der That zu den häßlichsten Geschöpfen des gesammten Menschengeschlechts. Die platte Nase, die hohen Backenknochen, das vorstehende Kinn und das eingefallene Gesicht geben ihnen Aehnlichkeit mit den Affen, die ihr kühnes und lebhaftes Auge nicht vermindern kann. Der Schnitt ihrer Augenlieder, die bei der Nase nicht, wie bei den Europäern, einen Winkel bilden, sondern in einer Ründung zusammenlaufen, giebt ihrer Gesichtsbildung eine Aehnlichkeit mit den Chinesen.

Ihre Thätigkeit ist unbeschreiblich groß. Sie gehören zu den schnellsten und gewandtesten Läufern und Springern auf dem Erdboden. Der Klippenspringer (eine Art von Gemsen in Afrika) kann sie in der Geschicklichkeit, von Klippe zu Klippe zu springen, kaum übertreffen. Auf unebenem Boden und an den Seiten der Berge soll kein Reiter es mit ihnen aufnehmen können.

Ihr Rückgrath ist so sehr nach einwärts zu gebogen, und ihr unverhältnißmäßig großer After tritt so weit hervor, daß die Linie vom Nacken bis zum Hintern ein vollkommenes S bildet. Die Größe des Afters ist besonders bei ihren Weibern sehr auffallend. Bei einer dieser Personen, an welcher wir die Verhältnisse ihrer Glieder zu einander maßen, trat dieser Theil von dem Rückgrathe um fünf und einen halben Zoll hervor. Diese Masse schien bloß aus Fett zu bestehen, und gab dem Frauenzimmer, wenn es ging, ein sehr lächerliches

Ansehen; denn jeder Schritt war mit einer so schwabbeligen und zitternden Bewegung dieses Körpertheils verbunden, daß es völlig das Ansehn hatte, als wenn hinten zwei gallertartige Massen an ihren Körper angehängt wären.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen: woher das Hottentottengeschlecht, zu dem die Buschmänner unstreitig mitgehören, und welches sich von jedem andern Volke, nicht bloß in Afrika, sondern auch in den übrigen Welttheilen, so sehr unterscheidet, wol eigentlich abstammen möge? Die verschiedenen Meinungen, die man darüber geäußert hat, hier auseinanderzusetzen, würde langweilig sein; ich will mich daher begnügen, nur diejenige darzulegen, welche mir die meiste Wahrscheinlichkeit zu haben scheint.

Es ist die: daß sie zunächst Egiptischen, und mit den Egiptern zugleich Chinesischen Ursprungs sind; so sonderbar es auch scheinen mag, eins der sinnreichsten und gebildetesten Völker mit einem der rohesten, welches noch auf der untersten Stufe der Menschheit steht, in Verwandtschaft bringen zu wollen. Die Gründe, welche dieser Meinung zur Stütze dienen, sind folgende.

Erstens ihre äußere Bildung. Nimmt man die außerordentlich platte Nase und das buschige Haar aus, so haben sie mit den Chinesen eine auffallende Aehnlichkeit: dieselbe Farbe der Haut, dieselben hervortretenden Backenknochen, denselben Schnitt der Augen. Was sie unterscheidet, kann sehr wohl nur eine Wirkung der Verschiedenheit des Himmelsstrichs, der Erziehung und der Lebensart sein.

Zweitens die übereinstimmenden Nachrichten, welche einige Schriftsteller des Alterthums von den alten Egiptern und den angrenzenden Aethiopiern hinterlassen ha-

ben. Sie beschreiben uns z. B. unter den Namen Pigmäen, Zwerge, Troglodíten, Höhlenbewohner, zwei in der Nachbarschaft des Nils ehemahls lebende Völker, mit Zügen, welche ganz von Hottentotten und Buschmännern entlehnt zu sein scheinen. Am auffallendsten ist die Schilderung, welche Einer dieser Schriftsteller *) von einigen Aethiopischen Völkern entwirft. Sie paßt so genau auf die Buschmänner, als wenn diese dazu gesessen hätten. »Es herrscht,« sagt er, »eine viehische Rohheit in ihren Sitten und Gebräuchen; ihre Töne sind gellend, übelklingend und kaum für menschliche zu erkennen. Sie gehen nackt, und stecken ihre vergifteten Pfeile in eine Binde, die sie um den Kopf gewunden haben. Diese Pfeile springen gleich eben so vielen Strahlen hervor, und bilden eine Art von Krone u. s. w.« Die Buschmänner thun mit ihren Pfeilen gerade dasselbe, und stecken sie auf die nämliche Art auf. Sie haben dabei die doppelte Absicht, geschwinder zu schießen, und ihren Feinden durch den stacheligen Kopfputz Schrecken einzuflößen.

Obgleich der Buschmann in jeder Hinsicht ein Hottentotte ist, so unterscheidet er sich doch in Ansehung seiner Gemüthsbeschaffenheit gar sehr von Denen, welche bei Europäern und in der Knechtschaft leben. Er ist äußerst lebhaft in seinen Empfindungen, Vorstellungen und Handlungen, von heiterem Gemüthe und sehr thätig. Seine Fähigkeiten gehen weit über das Mittelmäßige hinaus; und da er den Müßiggang, der Gewohnheit der meisten Wilden zuwider, verabscheuet, so ist er selten ohne Beschäftigung. Bei den dienstbaren Hottentotten findet man in der Regel gerade das Ge-

---

*) Diodor aus Sicilien.

gentheil. Die vollkommene Freiheit der Einen, und die Sklaverei der Andern machen diesen Unterschied erklärlich.

Bei Tage leben die Buschmänner, gleich dem Wilde, gewöhnlich versteckt, aus Furcht vor den Holländischen Pflanzern, von welchen sie stündlich angefallen, gefangen oder getödtet zu werden besorgen müssen. Des Nachts hingegen kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und überlassen sich beim Mondscheine häufig den Tanzbelustigungen, welche sie oft vom Sonnenuntergange bis zum Sonnenaufgange fortsetzen. Die kreisförmigen ausgetretenen Bahnen, die wir um ihre Hütten her bemerkten, schienen zu beweisen, wie sehr sie diese Lustbarkeit lieben. Sie sollen vorzüglich lustig bei der Annäherung des ersten Gewitters nach dem Winter sein, weil sie dieses für ein so gewisses Kennzeichen des Sommeranfanges ansehen, daß sie ihre ledernen Bedeckungen in Stücken zerreißen, sie in die Luft werfen, und verschiedene Nächte hinter einander tanzen. Bei der harten, beschwerlichen und kümmerlichen Lebensart dieser Leute, und bei den unaufhörlichen Gefahren, worin sie schweben, kann man ihren Frohsinn und ihren Hang zur Lustigkeit nicht genug bewundern.

In jedem Theile des Landes bemerkt man Spuren ihrer Thätigkeit, z. B. Fallgruben, um Wildbret zu fangen. Diese sind oben mit Stäben belegt und mit Gesträuch oder Rasen bedeckt, wodurch sie dem Auge des Wildes verborgen bleiben, so daß es keinen Anstand nimmt, hinüberzulaufen, dann aber hineinstürzt, und sich gefangen sieht. Oft findet man auch in diesen Gruben spitzige Pfähle errichtet, von welchen die hinabstürzenden großen Thiere, z. B. Seekühe, gespießt werden.

An andern Stellen hat man Steine in langen Reihen, gleich einer Mauer, aufgehäuft, und nur hin und wieder eine Oeffnung oder Lücke gelassen, durch welche das Wild seinen Lauf zu nehmen sich gezwungen sieht. Daselbst lauern denn aber die Jäger im Hinterhalte, und empfangen die durchlaufenden Thiere mit ihren vergifteten Pfeilen oder Wurfspießen. Solche Steinreihen oder Mauern sahen wir in einigen Gegenden Stunden lang fortlaufen. Statt der Steine hatten sie auch oft Stäbe dazu gebraucht, an deren oberen Enden Straußfedern flattern, welche die Thiere erschrecken, und sie zwingen, nach denjenigen Stellen hinzulaufen, wo die Jäger in ihrem Hinterhalte verborgen sind. Das Alles zeugt denn doch von Nachdenken und Fleiß.

Nur dann, wenn alle ihre Unterhaltsmittel fehlschlagen, treibt sie die Noth, einen eben so mühseligen als gefährlichen Streifzug in die Besitzungen der Pflanzer vorzunehmen. Noth sowol, als das ihnen von den Europäern gegebene Beispiel, reizen sie dann zur Grausamkeit. Von Natur ist das ganze Hottentottengeschlecht sanft und im höchsten Grade lenksam; allein das Betragen der Holländischen Pflanzer gegen sie ist so schändlich und so unmenschlich gewesen, daß ihre eigene Grausamkeit sich damit entschuldigen läßt. Sie wurden von dem Volke, das sie jetzt berauben, und an dem sie sich zu rächen suchen, aus ihrem Vaterlande verjagt, und gezwungen, in die ärmsten und rauhesten Gegenden zu flüchten. Ihre Weiber und Kinder wurden von ihren Verfolgern gefangen und in eine harte Knechtschaft abgeführt. Ist es zu verwundern, daß sie Grausamkeiten mit Grausamkeit vergelten? Daß sie aber ihre überdachte Grausamkeit über jedes lebendige Geschöpf ausdehnen, welches ihren Feinden angehört, ist ein Beweis, daß ihre von Natur

sanfte Gemüthsbeschaffenheit nach und nach sehr ausgeartet ist. Wenn sie z. B. einen Hottentotten erwischen, der seines Herrn Haus oder Herde bewacht, so begnügen sie sich nicht damit, ihn zu tödten, sondern quälen ihn vorher auf die gräulichste und unmenschlichste Weise. Sie zerren ihm z. B. die Eingeweide aus dem Leibe, reißen ihm die Nägel ab, schinden ihn auch wol, und sind in der Erfindung neuer Martern für dergleichen unglückliche Schlachtopfer unerschöpflich. Selbst die armen unschuldigen Thiere, welche sie fangen, werden mit ähnlicher Barbarei gequält und gemartert. So weit können Menschen, von Unmenschen verbildet, von der Höhe ihrer angebornen Natur zu der gefühllosesten und gräßlichsten Barbarei hinabsinken!

Der Zustand, worein man dieses Volk unbarmherziger Weise gestürzt hat, hat die sanfte und schüchterne Gemüthsbeschaffenheit, die ihnen vorher mit dem ganzen Geschlechte der Hottentotten gemein war, gänzlich vertilget. Wenn ein Trupp sich von den Pflanzern umringt, und keine Aussicht zu entkommen mehr vor sich sieht, dann vertheidiget er sich auf die verzweifelteste Weise, und bis auf den letzten Mann. Man hat bei solchen Gelegenheiten oft gesehen, daß einige von ihnen sich mitten unter ihre Feinde stürzten, um sie in Verwirrung zu bringen, und ihren Gefährten, besonders aber ihren Weibern und Kindern Gelegenheit zu verschaffen, sich durch die Flucht zu retten. So vereinigen sich unmenschliche Grausamkeit und liebevolle Großmuth oft in einem und ebendemselben menschlichen Wesen!

Sie führen ihre Raubzüge nicht ohne eine gewisse überdachte Klugheit aus. Wenn sie ihre Beute fort-

treiben, und sich verfolgt sehen, so theilen sie sich allemahl in zwei Parteien; die eine führt das Vieh fort, die andere sucht ihre Verfolger durch unaufhörliche Angriffe, wo nicht zu ermüden, doch aufzuhalten. Sehen sie sich übermannt, und in die Unmöglichkeit versetzt, das geraubte Vieh in Sicherheit zu bringen, so durchbohren und lähmen sie mit vergifteten Pfeilen, wenn ihnen Zeit dazu gelassen wird, die ganze Herde, um sie wenigstens zu vertilgen. Man sieht, daß Rachgier sie bei diesen Streifzügen eben so sehr, als Raubsucht, belebt.

Ihre Pfeile und Wurfspieße sind immer in Gift getaucht; nur das macht sie gefährlich; denn sonst sind ihre Bogen so außerordentlich klein, daß nicht viel davon zu besorgen sein würde. Von den frühesten Jahren an gewöhnen sie sich an den Gebrauch des Bogens. Die kleinsten Knaben, die von den Felsen zu uns herabkamen, brachten ihre Bogen und kleine mit Pfeilen angefüllte Köcher mit. Ein voller Köcher enthält ungefähr siebenzig bis achtzig Pfeile, aber auch einige Pinsel, womit man das Gift aufträgt, und ein Feuerzeug, welches aus zwei kleinen Stäben von hartem Holze besteht. Wenn man Feuer damit anmachen will, so legt man das eine Stück, worin sich ein Loch befindet, wagerecht auf ein Häufchen Heu, setzt die Spitze des andern senkrecht in jenes Loch, und dreht es zwischen den Händen schnell herum, da denn das unterliegende Heu durch die Schnelligkeit des Reibens unglaublich geschwind in Flammen geräth.

So elend das Leben der Buschmänner uns nothwendig vorkommen muß, so ist es doch, ihrem eigenen Gefühle nach, minder kläglich, als es uns erscheint. Diese Leute haben keine andere, als die allereinfachsten Na-

turbedürfnisse, und diese können sie doch wenigstens an den meisten Tagen ihres Lebens befriedigen. Sie sind dabei im höchsten Grade abgehärtet, und ertragen daher Manches mit völliger Gleichgültigkeit, was uns Andern, die wir verwöhnt und verweichlichet sind, ganz unerträglich zu sein scheint. Hiezu kommt, daß sie keinen bessern Zustand kennen, womit sie den ihrigen vergleichen könnten, und wodurch dieser ihnen verhaßt gemacht würde. Unter ihnen selbst herrscht die vollkommenste Gleichheit. Was Einer hat oder genießt, das haben und genießen Alle; und was Einer entbehrt oder leidet, das entbehrt oder leidet mit ihm die ganze Horde. Sie bekümmern sich, wie andere Wilde, nicht um den folgenden Tag; und bloß dadurch ist eine der ergiebigsten Quellen der Leiden, welche gebildeten Menschen zuströmen, für sie verstopft. Sie wissen daher auch nichts vom Haushalten und Sparen. Haben sie eine Herde geraubt und glücklich nach Hause gebracht, so wird Alles hinter einander so geschwind geschlachtet, daß ihr ganzer Aufenthaltsort oder Kraal in kurzen dadurch zum Schindanger wird, und die Luft durch den Gestank herumliegender Aeser verpestet. Die Menge von Geiern, die durch diese faulen Ueberreste herbeigelockt werden, dienen den Pflanzern oft zur Entdeckung eines solchen Kraals. Sie sind eben so unreinlich und gefräßig, als jene Vögel, welche den Raub mit ihnen theilen. Den Dreien, die uns nach dem Wagenplatze begleiteten, hatte man gegen fünf Uhr Abends ein Schaf gegeben, und dieses war am folgenden Morgen völlig von ihnen aufgezehrt. Sie aßen davon die ganze Nacht hindurch, schliefen nicht, und hörten eher nicht auf, als bis von dem ganzen Thiere nichts mehr, als das Fell und die Knochen, übrig war. Nach dieser Mahlzeit

waren ihre sonst so eingefallenen Bäuche dergestalt ausgedehnt, daß sie fast gar nichts Menschenähnliches mehr hatten. Sie tranken dazu kein Wasser, sondern bereiteten sich einen Trank, dessen Verfertigung man nur zu sehen braucht, um den größten Ekel zu empfinden. Indem sie nämlich dem Thiere die Kehle abschnitten, öffneten sie zu gleicher Zeit den Bauch desselben, und ließen das Blut zwischen die Eingeweide rinnen. Dann schnitten sie diese mit einem Messer durch, gossen eine Menge Wasser hinein, rührten Alles, das Dicke mit dem Dünnen, wohl durch einander, fingen dieses ekelhafte Gemisch in Gefäße auf, und tranken es mit dem größten Wohlbehagen.

Ihr Hand- oder Tellertuch bei diesem gräulichen Schmause war die Haut ihres Leibes, an der sie sich von Zeit zu Zeit die fetten Hände abwischten. Eines andern Fettes zum Einbalsamen der Haut, nach Hottentottischer Art, schienen sie sich nicht zu bedienen. Haare und Gesicht hingegen waren bei Vielen von ihnen mit rothem Oker eingerieben. Einige hatten das Gesicht auch schwarz gefärbt. Dies thun sie mit dem Kern einer kleinen Nuß, die vorher in Feuer gebraunt wird. Von dem Oele dieser Nuß, welche sie Kai nennen, sind sie überzeugt, daß es gegen die Steifheit der Gelenke diene, und die Holländischen Pflanzer halten es für das beste Mittel gegen die Flüsse. Dieses Oel hat wirklich eine große Aehnlichkeit mit dem sogenannten Kajaputöl, welches einen großen Ruf als ein vortreffliches Heilmittel gegen ebendieselbe Krankheit erlangt hat.

Merkwürdig ist es, daß diese Zwergart eine weit stärkere Leibesbeschaffenheit hat, und länger zu leben

pflegt, als die übrigen Hottentotten. Man findet unter Denen von ihnen, welche bei den Landleuten in der Knechtschaft leben, Viele, die ein hohes Alter erreichen. Ihre Arzeneikunde schränkt sich meistentheils nur auf Ein Mittel ein; wenigstens wird dieses immer zuerst versucht, von welchem Uebel sie auch befallen sein mögen. Es besteht darin, daß sie sich das vorderste Gelenk eines Fingers abschneiden. Den Anfang machen sie mit dem kleinen Finger der linken Hand, weil dieser unter allen am leichtesten entbehrt werden kann. Die Meinung, von der sie sich dabei leiten lassen, ist die: daß die Krankheit aus dem Körper mit dem Blute herausfließe.

Es ist bei ihnen gewöhnlich, die Todten zu beerdigen, und sie dann, wie bei den übrigen Hottentotten, mit einem Steinhaufen zu bedecken. Auf grasreichen Ebenen, wo keine Steine zu haben waren, fanden wir die Grabstellen mit Erdhügeln bedeckt, die so groß waren, daß ihre Anlegung keine geringe Arbeit gekostet haben mußte. Aber Mühe und Arbeit scheinen ihnen nicht, wie den gezähmten Hottentotten, zur Last, sondern vielmehr zum Vergnügen zu gereichen.

Unter den Erzeugnissen ihres Kunstfleißes bewunderten wir vornehmlich folgende: ihre Pfeile, die sehr niedlich gearbeitet sind, ihre Fischkörbe, die eine sehr zweckmäßige Einrichtung haben, ihre wohlgeflochtenen Gras- oder Schilfmatten, die ihnen zum Obdach dienen, wenn sie unter freiem Himmel wohnen, und endlich die schon oben erwähnte Zeichenkunst, womit sie an glatten Felsenwänden vollkommen ähnliche Abbildungen von Thieren machen. Bei unsern Nachforschungen über diese Bilder erfuhren wir von ihnen, daß sie insgesammt das

Werk eines zahlreichen Stammes ihrer Landsleute sind, die etwas weiter nordwärts wohnen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Holländischen Pflanzer einsehen lernten, wie vortheilhaft es für sie selbst sein würde, wenn sie ihren Streifzügen gegen dies unglückliche Volk ein Ende machten, und eine gelindere Behandlungsart gegen sie annähmen. Es würde ihnen zwar schwerlich gelingen, sie von ihrer gewohnten wilden Lebensweise zurückzubringen; allein ihr tiefeingewurzelter Haß gegen die Europäer, welchen ihnen diese durch Grausamkeit selbst eingeflößt haben, würde sich legen, und nach und nach würde, zu Beider Besten, zwischen beiden Parteien ein friedlicher Verkehr entstehen. Der erste Schritt dazu würde der sein, daß man die unmenschliche Gewohnheit, ihre Weiber und Kinder gefangen wegzuführen, abschaffte. Diese Unmenschlichkeit scheint sie am meisten erbittert zu haben. Der Zustand Derer, welche von den Pflanzern eingefangen werden, ist in der That noch schlimmer, als der gewöhnliche Sklavenstand; denn einen Sklaven kauft man für Geld, und kann ihn, wenn man will, wieder verkaufen. Man schont ihn also, und sucht sein Leben zu erhalten, wo nicht aus Menschlichkeit, doch aus Eigennutz, weil er, wie Pferde und Ochsen, einen Geldwerth hat. Bei dem armen Buschmann ist dies nicht der Fall. Die Holländische Regierung des Vorgebirges erlaubte zwar den Pflanzern, ihn zu fangen oder zu tödten, aber nicht, ihn an Andere zu verkaufen. Durch diese halbe Menschlichkeit hat man den Zustand des unglücklichen Volks mehr verschlimmert, als verbessert.

Vor vierzig Jahren noch besuchten die Buschmänner die Wohnungen der Pflanzer dreist und öffentlich,

weil damahls jene grausame Verwilligung noch nicht Statt fand. Damahls begnügten sie sich damit, zu betteln und bei Gelegenheit zu stehlen; aber niemahls begingen sie einen Mord. Sie schritten zu diesem äußersten Mittel nicht eher, als bis die Regierung die unkluge und ungerechte Maßregel ergriff, den Landleuten eine unbeschränkte Gewalt über das Leben Derjenigen einzuräumen, die sie gefangen nehmen würden. Man hätte damahls den Streifzügen gegen sie gewisse Grenzen setzen, sie bloß auf den Umfang der Pflanzungen und auf die Gefangennehmung des Gesindels einschränken sollen, ohne dasselbe für vogelfrei zu erklären. Nichts kann ungerechter und unverantwortlicher sein, als der Angriff, den unsere Partei auf den Kraal machte. Die armen Geschöpfe schliefen ruhig unter ihrem niedrigen Mattendache, und befanden sich, fern von den Grenzen der Pflanzer, im Herzen ihres eigenen Landes. Das Einzige, was uns dabei zur Entschuldigung gereichen konnte, ist die gute Absicht, die wir hatten, ein friedliches Verhältniß zwischen ihnen und den Pflanzern zu stiften. Allein diese Absicht gab uns doch keinesweges das Recht, mit einem feindlichen Einfalle den Anfang zu machen, welcher Einem von ihnen das Leben kostete.

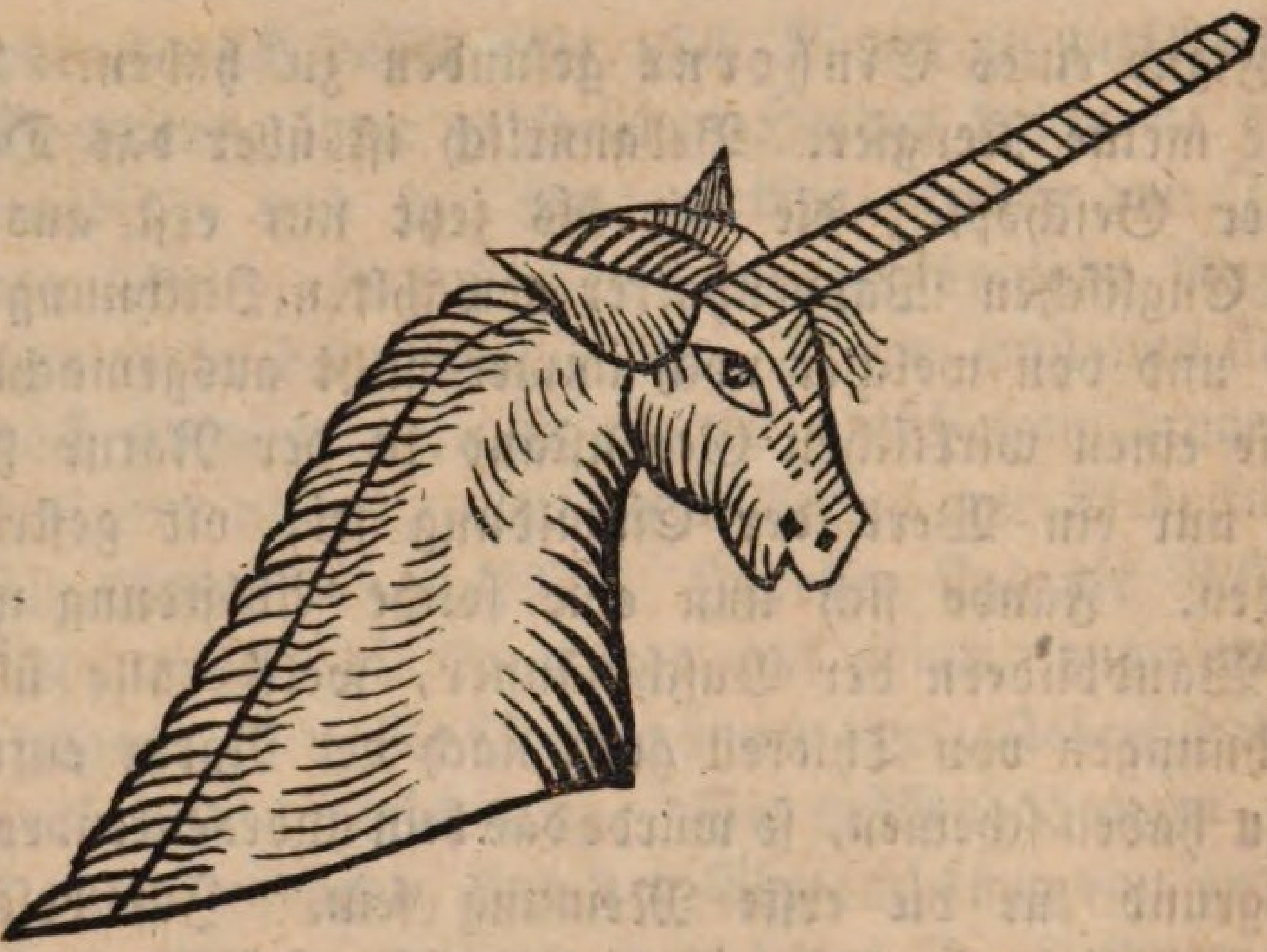
Man würde den Räubereien dieser Wilden weit wirksamern Einhalt thun können, wenn man sie kühn angriffe, sobald sie über ihre Grenzen kämen, sich aber nie erlaubte, sie in ihrem eigenen Lande aufzusuchen, oder sie dahin zu verfolgen. Dann würden sie begreifen, daß sie mit eben so gerechten als überlegenen Menschen zu thun hätten, die weiter nichts wollten, als sich gegen ihre Ungerechtigkeiten sichern; und sie würden ihre Streifereien endlich von selbst aufgeben. Dies wäre aber den Wünschen der Pflanzer nicht gemäß, deren Ab-

sicht vornehmlich dahin geht, sich Kinder zu verschaffen. Zur Begleitung ihrer zahlreichen Herden haben sie viele Leute nöthig; und die Hottentotten werden von Jahr zu Jahr seltner, so daß man keine hinlängliche Anzahl derselben mehr bekommen kann. Diesen muß man überdies auch Lohn geben. Der arme Buschmann hingegen erhält weiter nichts, als sein Schaffell zur Bedeckung, und sein kümmerliches Essen. Indessen sind die Mühseligkeiten, welche die Landleute auf ihren langwierigen Streifzügen gegen die Buschmänner auszustehen haben, sehr groß und mannichfaltig. Sie müssen Hunger und Durst dabei ertragen, sind der Abwechselung von großer Hitze und Kälte ausgesetzt, und selten ist es ihnen dabei vergönnt, auszuruhen und von ihren Anstrengungen sich zu erholen. Viele leiden an den Wunden von vergifteten Pfeilen, die zwar nicht immer tödtlich sind, aber doch häufig langwierige Leiden nach sich ziehen, von welchen sie niemahls genesen. Einige von ihnen sind zwar so klug, Schröpfköpfe mitzunehmen, um das vergiftete Blut auf der Stelle aussaugen zu lassen, auch die Wunden mit frischem Oele auszuwaschen, und eine tüchtige Menge Weinessig zu trinken; und diese genesen leicht; Andere hingegen verlassen sich auf den Gebrauch gewisser Marktschreiermittel, und müssen dafür büßen. Die Hottentotten waschen gemeiniglich ihre Wunden mit einem Gemische von Urin und Schießpulver aus; und man hat bemerkt, daß diese selten daran sterben, außer wenn sie gefährlich verwundet worden sind.

Ich habe einigemahl der Abbildungen von allerlei Thierarten erwähnt, welche die Buschmänner an den Felsenwänden ihrer Höhlen mit auffallender Geschicklichkeit zu machen wissen. Einige unserer Begleiter behaupteten, unter solchen Wandgemählden auch zuweilen

die Figur eines Einhorns gefunden zu haben. Dies reizte meine Neugier. Bekanntlich ist über das Dasein solcher Geschöpfe, die wir bis jetzt nur erst aus der zum Englischen Wappenhalter gewählten Zeichnung kennen, und von welcher noch immer nicht ausgemacht ist, ob sie einen wirklichen Gegenstand in der Natur habe, oder nur ein Werk der Einbildung sei, oft gestritten worden. Fände sich nun eine solche Abbildung unter den Wandbildern der Buschmänner, welche alle übrige Zeichnungen von Thieren ganz nach der Natur entworfen zu haben scheinen, so würde das kein unbedeutender Beweisgrund für die erste Meinung sein. Ich beschloß daher, noch mehr dergleichen bemahlte Höhlen aufzusuchen, und wir ließen uns dabei von einem Pflanzer führen, welcher vor einigen Jahren erst die Abbildung des Einhorns unter andern Thierbildern gefunden zu haben versicherte.

Lange blieben unsere Nachforschungen fruchtlos. Wir trafen zwar mehre Höhlen an, welche mit allerlei sehr ähnlichen Thierbildern, z. B. vom Elephanten und Nasehorn, von der Seekuh oder dem Flußpferde, der Giraffe u. s. w. ganz bemahlt waren; allein die Figur des Einhorns war nicht darunter. Endlich aber gelangten wir, in einer sehr versteckten Felsenkluft, zu einer Höhle, deren Eingang mit dickem Gesträuche verwachsen war. Nachdem wir die Büsche weggehauen hatten, um dem Tageslichte Eingang zu verschaffen, untersuchten wir die zahlreichen Gemählde, welche sich an den Wänden befanden, und entdeckten endlich einen Theil von einer Figur, die offenbar ein Einhorn vorstellen sollte, die aber leider! nicht mehr vollständig war. Folgendes ist von demjenigen Theile derselben, den man noch deutlich erkennen konnte, eine treue Abzeichnung:



Den Rumpf und die Beine hatte man weggekratzt, um Platz zur Abbildung eines Elephanten zu bekommen, der gerade vor dem Einhorne stand.

Dieser Umstand war für mich sehr verdrießlich, und die uns begleitenden Landleute konnten nicht begreifen, warum ich einen so hohen Werth auf eine vollständige Abbildung dieses Thiers legte, an dessen Dasein sie gar nicht zweifelten. Als man ihnen aber sagte, daß Demjenigen, der dasselbe todt oder lebendig schaffen könne, eine Belohnung von tausend, ja sogar von fünftausend Thalern zu Theil werden solle, sperrten sie Maul und Nase auf, und erklärten sich bereit, einen Streifzug mit uns hinter den Bambosberg zu machen, wo Einige von ihnen völlig überzeugt waren, daß man dieses Thier finden würde. Gründe, welche nicht von mir abhingen, machten es unthulich, dieses Anerbieten anzunehmen.

Daß die Buschmänner dieses Thier unter andern, die es in der Wirklichkeit giebt, abzuzeichnen pflegen, scheint in der That einen starken Beweisgrund für das Dasein desselben abgeben zu können. Unter einigen tausend Thierfiguren, die wir während unserer Reise in Höhlen angetroffen hatten, gab es keine einzige, die nicht ein wirkliches Geschöpf bezeichnet hätte, keine einzige, die man für eine Erdichtung der Einbildungskraft

hätte erklären können; vielmehr waren alle, ohne Ausnahme, eine so getreue Darstellung der Natur, als man von den Kunstfähigkeiten dieser Wilden nur immer erwarten konnte. Warum sollten sie gerade mit der Figur des Einhorns eine Ausnahme gemacht haben? Und wie sollte ihre Einbildungskraft auf die Erdichtung gerade dieser Thierart verfallen sein? *)

Es ist hier der Ort nicht, die Gründe für und wider das Dasein dieser Thierart auseinanderzusetzen; ich muß aber bekennen, daß mir die ersten bei weiten überwiegend zu sein, und eine viel größere Wahrscheinlichkeit, als die letzten, zu geben scheinen. —

Das Wetter war seit mehren Tagen außerordentlich schwül gewesen; heute, da wir den Berg wieder hinabstiegen, überzog sich der Himmel plötzlich mit schweren und schwarzen Wolken, die augenblicklich zu bersten droheten. Unsere Wagen erreichten indeß noch zu rechter Zeit eine gegen den Wind geschützte Stelle im Thale, als ein schrecklicher Sturm mit unbeschreiblicher Wuth seinen Anfang nahm. Der Ungestüm des Windes war so groß, daß er Alles mit sich fortriß, und hinter ihm folgte ein Donner, der die Grundsäulen der Erde zu erschüttern schien. Es folgte Schlag auf Schlag mit einem so entsetzlichen Krachen, daß die ungeheuern Felsenmassen der Berge davon erbebten und den Einsturz droheten. Statt einzelner Blitze schossen rothgelbe Feuerströme durch die verfinsterte Luft. So lange ich lebe, erinnere ich mich nicht, solche Feuermassen gesehn, solch Donnergekrache, solche brausende und brüllende Winde, und solch Regengeprassel gehört zu haben. Der Platzregen war mit Hagel von ungewöhnlicher Größe untermischt, und die gewaltigen Windstöße schienen mit

*) Auf diese letzte Frage ließe sich wol antworten: daß ehemahlige Sklaven der Holländer am Vorgebirge der guten Hoffnung die Figur des Einhorns auf Englischen Flaggen und Schiffsverzierungen gesehen, und dieses Bild, bei ihrer Entweichung, in der Einbildungskraft mit sich in die Wildnisse der Buschmänner genommen haben könnten.

D. Herausgeber.

dem Donner und Blitze um die Oberherrschaft zu streiten. Am folgenden Morgen sah man rings umher und weit und breit nichts als Verwüstung. Solche Stürme und Ungewitter sind hier gar nichts Ungewöhnliches.

Bei unserer Rückreise kamen wir durch eine Gegend, die überaus reich an Bienen und ihren Erzeugnissen, Wachs und Honig, war. Beinahe an jedem Felsen hingen ihre Zellengebäude in großen Klumpen herab. Hier hatte ich denn auch das Vergnügen, den bekannten Honigkuckuck oder Honigweiser kennen zu lernen. Dieser gehört zwar zu dem Geschlechte der Kuckucke, er ist aber nur ein kleiner bräunlicher Vogel, der in seinem äußern Ansehen gar nichts Merkwürdiges hat.

In seinem Betragen findet man hingegen etwas, das Demjenigen wenigstens sehr nahe kommt, was die Menschen ihren Halbbrüdern, den Thieren, nicht zugestehen wollen, ich meine, etwas Vernunftähnliches, um nicht etwas Vernünftiges zu sagen. Wenn er ein Bienennest bemerkt, so fliegt er gleich davon, um einen Menschen aufzusuchen, den er dann durch sein Pfeifen, Flattern und Zwitschern von seiner Entdeckung zu benachrichtigen sucht. Wird er von ihm bemerkt und verstanden, so führt er ihn, indem er von Baum zu Baum, von Busch zu Busch zwitschernd vor ihm hinflattert, auf dem kürzesten Wege dahin. Ist er ganz in der Nähe des Nestes, so setzt er sich ruhig hin und schweigt. Sobald hierauf die Person, der er seine Entdeckung mitgetheilt hat, im Besitze des Nestes ist, und den Honig herausgenommen hat, fliegt er hin, um die Ueberbleibsel, die seine Belohnung sind, zu verzehren. Auf gleiche Weise, und mit der nämlichen Zuverlässigkeit, soll er auch die Gruben der Löwen, Tiger, Hiänen und anderer Raubthiere anzeigen.

Der Stolz der Menschen, der seine thierischen Mitgeschöpfe nicht weit genug unter sich herabwürdigen zu können glaubt — vielleicht um seine Grausamkeiten gegen sie zu entschuldigen — hat für dergleichen Aeußerungen derselben, die der Vernunft oft so ähnlich sehen, als ein Tropfen Wasser dem andern, den Namen Naturtrieb, Lateinisch Instinct, erfunden, womit man noch das Beiwort blind zu verbinden pflegt. Sie

thun das, sagt man, aus blindem Naturtriebe, gleichsam unwissend und gezwungener Weise, nicht aus Vernunft, nicht mit Ueberlegung. Aber wie kommt es denn, daß man manchem Thiere, z. B. dem Jagd- und Schäferhunde, dem Pferde, gewissen Vögeln u. s. w., Dinge, wozu offenbar Gedächtniß und Ueberlegung, folglich auch Vernunft gehört, lehren kann? Wie kommt es, daß dergleichen belehrte oder, wenn man lieber will, abgerichtete Thiere in der Folge Vieles von selbst verrichten, welches ihnen nicht gelehrt wurde, und wobei sie von Dem, was sie schon wissen, auf Das, was sie noch nicht wissen, zu schließen scheinen?*) Und endlich,

---

*) Folgende vernunftähnliche Aeußerung eines unvernünftigen Thiers habe ich selbst erlebt. Ich hatte einen trefflichen Hühnerhund. (Guter Perdrix! wie freue ich mich der Gelegenheit, dir hier ein kleines Denkmahl zu setzen!) Einst, da ich mit einem Freunde und ihm auf der Jagd war, zeigte er mir ein Volk Hühner in einem Rübenstücke an, und blieb, seiner Gewohnheit gemäß, halb nach mir, halb nach dem Aufenthaltsorte der Hühner hinschielend, so lange unbeweglich wie ein Felsen stehen, bis ich zu ihm kam und das Zeichen zum Einspringen gab. Die Hühner flogen auf, und Jeder von uns schoß eins derselben herab. Mein Perdrix aber, statt, seiner Schuldigkeit gemäß, die Herabgefallenen zu holen, lief, was er sonst nie that, weil er ein guter Hühnerhund war, wie rasend hinter den Wegfliegenden her, und alles Pfeifen und Zurufen war nicht im Stande, ihn zum Umkehren zu bewegen. Eine kleine Anhöhe, über welche die Hühner flogen, entzog ihn meinen Blicken. Lange mußte ich auf seine Zurückkunft vergebens warten. Schon war der Stock geschnitten, womit er für diese Unart nach Gebühr gezüchtiget werden sollte. Endlich erschien er, und zwar — mit einem dritten Huhne im Maule, welches er mir zu Füßen legte! Der Stock entfiel meiner Hand. Unstreitig hatte er besser, als wir, bemerkt, daß unter den wegfliegenden Hühnern noch ein durch Zufall mit angeschossenes sich befand. Die beiden gestürzten, mochte er denken, laufen nicht davon, aber diesem, welches noch fliegen kann,

wie kommt es doch, daß ihr Naturtrieb nicht überall der nämliche ist, sondern sich nach dem Himmelsstriche, nach den Umständen und nach ihren Bedürfnissen richtet? Viele hiesige Vogelarten, die wir in Europa auch haben, bauen ihre Nester hier ganz anders, als bei uns, weil sie und ihre Brut hier andern Gefahren und Nachstellungen von Affen, Schlangen und andern schädlichen Thieren ausgesetzt sind, gegen welche sie sich zu schützen suchen. Der Sperling z. B. umzäunt sein Nest rundumher mit Dornen, wodurch nur er, ohne sich zu verletzen, zu schlüpfen versteht; und selbst die Schwalbe macht unter den Dachrinnen oder in den Felsenritzen ihr Nest zu einer kleinen Festung, indem sie keinen andern Zugang zu demselben läßt, als eine Röhre, die sechs bis sieben Zoll lang ist. Die meisten kleinen Vögel in Südafrika bauen ihre Nester auf eine ähnliche Weise, indem sie dieselben rundum verschließen, und nur eine kleine Oeffnung, die häufig eine Röhre ist, zum Eingange haben. Viele hängen überdas ihre so gebauten Nester an die schwächsten Enden der längsten Zweige auf, die sich über einen Fluß oder Teich erstrecken, so daß selbst das leichteste Thier, welches keine Flügel hat, nicht dazukommen kann.

Ich frage noch einmahl: woher diese eben so künstliche, als verständige Abänderung der Nester, nach Beschaffenheit des Landes und nach dem jedesmahligen Bedürfnisse ihrer Erbauer, wenn diese dabei nur von einem blinden Naturtriebe geleitet werden?

Etwas weniger Stolz auf unsere menschlichen Vorzüge, und etwas mehr Achtung gegen unsere Halb- und Viertelbrüder, die sogenannten unvernünftigen Thiere, die zuweilen vernünftiger, als ihre Herren, zu sein scheinen, könnten uns, sollte ich glauben, gar nicht schaden.

---

muß nachgesetzt werden. Er setzte ihm daher so lange nach, bis es herabfiel. Gute, ehrliche Hundeseele, wo du auch jetzt deinen wohlverdienten Lohn für die mir geleisteten treuen und verständigen Dienste empfängst, ich kann noch jetzt nicht ohne eine Art von Rührung an dich denken! D. Herausgeber.

wie kommt es doch, daß ihr Naturtrieb nicht überall der nämliche ist, sondern sich nach dem Himmelsstriche, nach den Umständen und nach ihren Bedürfnissen richtet? Viele hiesige Vogelarten, die wir in Europa auch haben, bauen ihre Nester hier ganz anders, als bei uns, weil sie und ihre Brut hier andern Gefahren und Nachstellungen von Affen, Schlangen und andern schädlichen Thieren ausgesetzt sind, gegen welche sie sich zu schützen suchen. Der Sperling z. B. umzäunt sein Nest rundumher mit Dornen, wodurch nur er, ohne sich zu verletzen, zu schlüpfen versteht; und selbst die Schwalbe macht unter den Dachrinnen oder in den Felsenritzen ihr Nest zu einer kleinen Festung, indem sie keinen andern Zugang zu demselben läßt, als eine Röhre, die sechs bis sieben Zoll lang ist. Die meisten kleinen Vögel in Südafrika bauen ihre Nester auf eine ähnliche Weise, indem sie dieselben rundum verschließen, und nur eine kleine Oeffnung, die häufig eine Röhre ist, zum Eingange haben. Viele hängen überdas ihre so gebauten Nester an die schwächsten Enden der längsten Zweige auf, die sich über einen Fluß oder Teich erstrecken, so daß selbst das leichteste Thier, welches keine Flügel hat, nicht dazukommen kann.

Ich frage noch einmahl: woher diese eben so künstliche, als verständige Abänderung der Nester, nach Beschaffenheit des Landes und nach dem jedesmahligen Bedürfnisse ihrer Erbauer, wenn diese dabei nur von einem blinden Naturtriebe geleitet werden?

Etwas weniger Stolz auf unsere menschlichen Vorzüge, und etwas mehr Achtung gegen unsere Halb- und Viertelbrüder, die sogenannten unvernünftigen Thiere, die zuweilen vernünftiger, als ihre Herren, zu sein scheinen, könnten uns, sollte ich glauben, gar nicht schaden.

---

muß nachgesetzt werden. Er setzte ihm daher so lange nach, bis es herabfiel. Gute, ehrliche Hundeseele, wo du auch jetzt deinen wohlverdienten Lohn für die mir geleisteten treuen und verständigen Dienste empfängst, ich kann noch jetzt nicht ohne eine Art von Rührung an dich denken! D. Herausgeber.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 34

Braunschweig 1832

Paed.pr. 622-33/35
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759459-0